IM JAHRHUNDERT GRILLPARZERS: LITERATUR-UND LEBENSBILDER AUS OESTERREICH

Adam Müller-Guttenbrunn

Digitized by Google

Walter Huddleston Graves
Christmas / [redacted] (C.E.R.)
Wien.

THE PENNSYLVANIA
STATE UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

THE PENNSYLVANIA STATE
UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Im Jahrhundert Grillparzers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Jahrhundert Grillparzers.

Literatur- und Lebensbilder
aus Oesterreich.

Von

Adam Müller-Guttenbrunn.

Wien.
Verlag von Kirchner & Schmidt.
1893.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

K. u k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1
Franz Grillparzer, der Mensch 7
Otto Prechtler und Franz Grillparzer 28
Theodor Körner in Wien 82
Ferdinand Raimund 97
Eduard von Bauernfeld 117
Robert Hamerling 137
Ludwig Anzengruber 150
Josef Weilen und Eduard Mautner 190
Auch ein Dichter 199

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Als man in Oesterreich zuerst den Gedanken aussprach, den hundertsten Geburtstag des größten Dichters, den der deutsche Stamm hier gezeugt, in würdiger Weise zu feiern, da waren wir noch reich an vollgültig anerkannten Poeten, doch als der Tag des Festes kam, das im Jänner 1891 ganz Deutschland mit uns beging, standen wir verwaist vor dem Denkmal Franz Grillparzers. Im Laufe eines Jahres, vom Sommer 1889 bis zum Sommer 1890, waren den Deutschen in Oesterreich ihre drei hervorragendsten Dichter gestorben: Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber und Eduard von Bauernfeld. Ihr Wesen war grundverschieden von einander, und auch ihre literarische Bedeutung ist ungleichartig, aber sie waren die glänzenden Repräsentanten Oesterreichs auf drei Gebieten, auf welchen ganz Deutschland ihnen Niemand an die Seite zu stellen wußte: Hamerling war einzig als Vertreter des großen ge-

Digitized by Google

schichtlichen Epos, Anzengruber einzig als Volksdramatiker, Bauernfeld stand allein als vornehmer, deutscher Lustspieldichter. Und diese drei Männer, die zum Jahrhundert Grillparzers gehörten, sind uns im Laufe eines einzigen Jahres dahingestorben. Deutsch-Oesterreich steht noch heute trauernd an ihren Gräbern, das Bewußtsein der Größe des Verlustes, der uns getroffen, ist in Allen lebendig.

Wenn man in Deutschland von den Oesterreichern und ihren hervorragenden Geistern spricht, nimmt man uns immer als ein ganzes Volk. Weil wir nach Außen die Repräsentanten dieses Landes sind und sein Name auch der unsere ist, spricht man von uns, als ob wir neben Deutschland einen gleichwertigen Staat bilden und beherrschen würden. Niemand vergegenwärtigt sich, daß wir in Oesterreich blos acht Millionen, in Ungarn blos zwei Millionen zählen, und daß diese letzteren zwei Millionen Deutschen in fast gar keinem Zusammenhang mit den „Oesterreichern" stehen. Für die Literatur derselben kommen sie jedenfalls sehr wenig in Betracht. Es kann also, wenn von Oesterreich und der deutschen Literatur in Oesterreich geredet wird, immer nur von der Literatur eines kleinen Bruchteiles des deutschen Volkes gesprochen werden. Bayern und Sachsen haben zusammen etwa achteinhalb Millionen Einwohner; wenn also verglichen sein muß, so vergleiche man uns

Digitized by Google

immer nur mit dieſen Staaten. Und wir werden auch dann noch im Nachteil ſein, denn die Deutſchen in Oeſterreich wohnen nicht in ſtreng geſchloſſenen Sprachgebieten, wie die Bayern und die Sachſen, ſie ſind kein einheitlich gegliedertes Volk, und ſie vergeuden eine Fülle von Kraft, indem ſie um ihre nationale Selbſtſtändigkeit kämpfen. Seitdem ſie in der Oſtmark des Reiches hauſen, halten ſie immer die Pflugſchar in der einen, das Schwert in der anderen Hand. Daß dieſe Gruppe des deutſchen Volkes, die etwa ein Neuntel der geſammten deutſchen Nation vorſtellt, auch reichlich Muße fand, Kunſt und Literatur zu pflegen, iſt eigentlich ein Wunder. Jahrhunderte hindurch mußten die Deutſchen in Oeſterreich die Schulmeiſter, die Beamten, die Heerführer, die Staatsmänner zeugen, die zur Aufrechterhaltung des Geſammtſtaates, zur Beherrſchung von vierzig Millionen nothwendig waren. Das öffentliche Leben, die Politik, war den Deutſchen in Oeſterreich freilich bis in die fünfziger Jahre dieſes Jahrhunderts unzugänglich, und das hat der Literatur hervorragende Geiſter erhalten; ſeitdem auch dieſe Schranken gefallen, iſt die Fähigkeit Deutſch-Oeſterreichs, ein eigenes Literaturleben zu zeugen und zu erhalten, wieder um ein Erhebliches vermindert. Man muß alſo wiſſen, was es heißt, wenn binnen Jahresfriſt drei Oeſterreicher ſterben konnten, wie Hamerling, Anzengruber und Bauernfeld.

Digitized by Google

Dieſe drei Männer bildeten drei geiſtige Mittelpunkte in unſerem öffentlichen Leben, obwohl nur einer von ihnen, der Luſtſpieldichter, eine geſellige Natur war. Arm ſtehen wir an den Gräbern, welche dieſe drei typiſchen Verkörperungen des deutſch-öſterreichiſchen Volkes und ſeines Geiſteslebens umſchließen. Aber wir dürfen nicht verzagen, auch wenn es für den Augenblick ſcheinen mag, als ob nun überhaupt die Zeit vorbei wäre, in welcher es große Dichter in Oeſterreich gab. Seit den Tagen Walthers von der Vogelweide ſtarben die Dichter in der Oſtmark nie aus und unſer Jahrhundert war vielleicht das fruchtbarſte von allen. Franz Grillparzer und Ferdinand Raimund, Nicolaus Lenau und Anaſtaſius Grün, Friedrich Halm und Johann Neſtroy ragen neben den drei Todten: Hamerling, Anzengruber und Bauernfeld, zum Teil als große, zum Teil als durchaus eigenartige ſchöpferiſche Geiſter im deutſchen Dichterwald empor und man wird uns keine andere Achtmillionen-Gruppe des deutſchen Volkes nennen können, welche einen Vergleich mit dieſem dichteriſchen Reichtum, der ſich durch viele Geiſter zweiter Ordnung*) ergänzt, auszuhalten vermag. Und jetzt ſollte es mit dieſem Reichtum zu Ende ſein bei uns? Es gibt Leute, die das hämiſch verkünden. Ich aber kann es nicht

*) Adalbert Stifter, Hermann von Gilm, Egon Ebert, J. G. Seidl, Alfred Meißner, Gottfried von Leitner u. m. A.

Digitized by Google

glauben. Die drei mächtigſten Bäume unſeres Dichterwaldes, deren Kronen weithin ſichtbar waren, ſind zwar gefallen über Nacht, aber ſie haben reiche Früchte getragen und herrlich war der Anblick ihres ſtattlichen Wuchſes; ſie warfen auch breite tiefe Schatten, und man weiß, daß in der Nähe ſolcher Bäume nichts gedeiht. Auf weite Umkreiſe ſaugen ſie die Kraft des Bodens aus und rauben dem Nachwuchs das Licht. So auch hier. Ludwig Anzengruber warf ſeinen Schatten auf P. K. Roſegger, Hamerling den ſeinen auf Adolf Pichler. Beide ſind Dichter erſten Ranges, aber man wird es erſt jetzt merken, da ſie allein ſtehen. Und wenn man nach einem dritten Umſchau hält, wird man alsbald das Haupt Ferdinands von Saar erblicken und in einigem Abſtand davon das einer Frau, denn Marie von Ebner-Eſchenbach zählt heute mit zu den erſten dichteriſchen Geiſtern Oeſterreichs. Erſatz für das Verlorene kann nicht geſchaffen werden, denn anders geartet ſind die, welche jetzt in die erſte Reihe vorrücken, als jene waren, die uns dahin ſtarben. Und auch ſie ſind nicht mehr jung. Unſere Hoffnung muß auf den Nachwuchs gerichtet ſein, deſſen gährender Moſt ſchon allerorten geſchänkt wird. Als der Stern Grillparzers erblich, ging der Anzengrubers ſtrahlend auf. Ob die nächſte Zukunft uns für die drei verlorenen alten Dichter ein neues Genie bringen wird

Digitized by Google

— wer weiß es? Wenn nicht, nun, dann müssen wir uns bescheiden. Das Achtmillionen-Volk der Deutschen in Oesterreich hat in dem literarischen Jahrhundert, das durch Franz Grillparzer sein Gepräge erhielt, seine dichterische Schuldigkeit so voll und ganz getan, daß man dasselbe nicht geringer bewerthen wird, wenn es in den nächsten Jahrzehnten vielleicht keinen großen Dichter besitzen sollte.

Ein beiläufiges Bild des literarischen Jahrhunderts in Oesterreich, das mit dem 15. Jänner 1891 voll war, erhält der Leser aus den nachfolgenden Blättern. Die einzelnen Arbeiten dieses Buches sind immer selbstständig und bei bestimmten Anlässen entstanden, aber sie greifen für den Tieferblickenden ineinander wie die Glieder einer Kette, sie spiegeln in den verschiedensten dichterischen Individualitäten das literarische Leben in Alt- und Neu-Oesterreich. In dem literarischen Leben eines Staates aber prägt sich der Geist seines gesammten öffentlichen Lebens stets am schärfsten aus. Man kann getrost sagen, daß das, was die Dichter und Künstler eines Volkes erfahren und leiden, dieses Volk selbst am sichersten charakterisirt, denn sie stehen im Mittelpunkte seiner sittengeschichtlichen Entwicklung.

Digitized by Google

Franz Grillparzer, der Menſch.

Der Dichter Franz Grillparzer iſt eine liebenswerte und für Jeden verſtändliche dichteriſche Perſönlichkeit. Nichts Myſtiſches, nichts Ungeklärtes liegt in ſeinen Werken, man ſieht ihnen allen, wie klarem Quellwaſſer, auf den Grund. Der Menſch Grillparzer iſt eines der merkwürdigſten ſeeliſchen Probleme, und wer ſeinem Weſen näher zu rücken verſucht, der hat das Gefühl, als ob er plötzlich den Boden unter den Füßen verliere, denn ſchon hinter der erſten Herzfalte dieſes Menſchen betritt man unbekanntes, unerforſchtes Land.

Grillparzer ragt mit ſeinen Jugendjahren in das vorige Jahrhundert hinüber und dies prägt ſich in ſeiner ganzen Perſönlichkeit aus. Er iſt als Dichter voll vom Geiſte der claſſiſchen Zeit und ſtrebt in keiner Weiſe nach anderen Formen als jenen, die Schiller und

Digitized by Google

Goethe gepflegt haben, er ist als Mensch josefinisch und weltbürgerlich und im guten wie im schlimmen Sinne das vollendetste Abbild eines Altösterreichers. Ferdinand Raimund, Anastasius Grün, Lenau und andere deutsch-österreichische Dichter spiegeln immer nur eine Seite unseres Wesens; in Grillparzer aber kommt es ganz zum Ausdruck. Er war in seiner Jugend das schönheitsfreudigste und sonnigste Gemüth unter den Dichtern Deutsch-Oesterreichs, und er wurde der größte „Raunzer", Schimpfer und Grübler unter ihnen. In dieser seiner scharfgeprägten Art ist er ganz und gar ein Geschöpf dieses Staates, des Systems, nach welchem die Völker beglückt wurden, als er in der Entwicklung begriffen war. Der Altösterreicher, der Altwiener ist ein Wesen voll von Vorzügen und Widersprüchen, von herrlichen Eigenschaften des Gemütes und von liebenswürdigen Schwächen; er nimmt die edelsten Anläufe, doch kommt er gewöhnlich nur zu halben Taten; er sagt niemals nein, aber sein Ja ist nicht immer zuverlässig. Sein ganzes Leben bewegt sich in den heftigsten Wallungen. Sein Wagemut schäumt auf in hochtrabenden Worten und seine Verzagtheit wird sogleich zur Selbstpreisgebung; seine Lebenslust flutet über alle Hemmnisse hinweg, aber seine Selbstquälerei zersetzt ihm die besten und edelsten Empfindungen und bringt ihn um jede Entschlußkraft. Alles in ihm ist zu weich,

Digitized by Google

ſeine Fehler und Vorzüge wohnen nebeneinander, ohne ſich zu verbinden. Zu lange Jahrhunderte hat man den Oeſterreicher, namentlich aber den Wiener bevormundet und zur Gemüthlichkeit gedrillt; das patriarchaliſche Syſtem hat ihm das Selbſtdenken erſpart, das reiche Land ihn vor einem harten Kampf um's Daſein geſchützt, und ſo iſt er ein Kind geblieben. Das Schickſal, das den Jüngling zum Manne, die Stämme zu Völkern ſchmiedet, es hat hier ſein Werk noch heute nicht ganz vollführt.

Franz Grillparzer iſt nicht nur als Menſch, er iſt auch als Dichter der vollendetſte Typus dieſes Deutſch-öſterreichers alten Schlages. Von hinreißender Liebenswürdigkeit in den Scenen ſeiner Stücke, welche das Gefühls- und Liebesleben zum Ausdruck bringen, voll Kraft und Friſche im Anlauf, doch ſelten frei von einer gewiſſen tragiſchen Wehleidigkeit im Ausbau eines Werkes. Ueber Alles ragt bei ihm die Betonung des Menſchlichen, und darin wurzelt als Dichter ſeine hohe Verwandtſchaft mit Goethe, dem er als Menſch ſo gar nicht gleicht, denn er war ein Stümper in ſeiner Lebensführung. Jede Freude, jeden Genuß, jedes ſchöne Gefühl hat ſein grauſam grübelnder Verſtand ihm zerpflückt, und die Schale ſeines Weſens war ſo weich wie deſſen Kern. Jede Nichtigkeit vermochte ſein Daſein zu vergällen, und ſeine Widerſtandskraft

Digitized by Google

gegen Schickſalsſchläge war ſo gering, daſs er es vierzig Jahre nicht zu verwinden vermochte, daß ſein Luſtſpiel: „Weh' dem, der lügt", von den Wienern abgelehnt wurde. Er verſchloß von dem Tage an Alles, was er ſchuf, in ſeinen Schreibtiſch, und erſt ſein Tod hat uns denſelben geöffnet. Und wie Grillparzer als Dichter handelte, mit demſelben Ueberreiz berechtigter Empfindlichkeit handelte er als Menſch. Sein Liebesleben weiſt ganz dieſelben Lichter und Schatten auf. Er ſchwärmt für ein ſchönes Mädchen, er liebt und wird wieder geliebt. Die Geliebte war im Begriffe, ſich der Bühne zu widmen, er aber verhinderte dies, denn — er wollte ſie allein beſitzen. Aber er beſaß ſie nie, ſie blieb fünfzig Jahre ſeine Braut. Kathi Fröhlich gefiel ihm ſo, wie ſie war, und es genügte ihm, daß ſie für ihn lebte. Er ſelbſt empfand nicht den Trieb, er fand nicht die Entſchlußkraft, ſich völlig hinzugeben. Und eine einzige, leidenſchaftlich heftige Scene von Seiten des Mädchens genügte, ihm die Vereinigung mit ihr gänzlich ferne zu rücken, ſie ganz außer alle Möglichkeit zu ſetzen. Doch weil Kathi darob in ſchwere Krankheit verfällt, nähert er ſich ihr voll Mitleid wieder, und in der Halbheit, die dadurch angebahnt wird, lebt er bis in ſein zweiundachtzigſtes Jahr neben ihr, ohne jemals mit ihr gelebt zu haben.

Digitized by Google

Ein so merkwürdiger Mensch ist wohl nur aus seiner Jugendgeschichte heraus zu begreifen, aus der Entwicklung seines äußeren und seines inneren Wesens.

Franz Grillparzer stammt aus einer ehrenfesten altösterreichischen Familie. Der Vater überlieferte dem Sohn ein starres, fast pedantisches Pflichtbewußtsein, eine unbeugsame Hartnäckigkeit bei einmal gefaßtem Vorsatz, eine bis zur Schroffheit gesteigerte Wahrheitsliebe und „beinahe fabelhafte" Rechtlichkeit. Er erzog Franz strenge, ohne Zärtlichkeit, aber in echt josefinischem Geiste. Und er war ein so feuriger österreichischer Patriot, daß er, der Wiener Bürger, der seine Vaterstadt zweimal unter der napoleonischen Herrschaft leiden sah, seinem Sohne den glühendsten Franzosenhaß einimpfte und daß er an der Schmach starb, die Oesterreich durch den schimpflichen Preßburger Frieden von 1809 angethan wurde. Ganz anders geartet war Grillparzers Mutter. Sie stammte aus einer Familie, in welcher die Kunst von altersher gepflegt wurde, aus einem Gesellschaftskreise, wo Haydn, Mozart und Schubert der Reihe nach heimisch waren. Ihr Großvater, Christof Sonnleithner, war ein sehr geschätzter Componist, der sich durch seine Quartette die besondere Gunst Kaiser Josef's erworben hatte. All' seine Kinder waren Musikverständige und einer seiner Söhne, Josef Sonnleithner, ist der Gründer der Gesellschaft

Digitized by Google

der Wiener Muſikfreunde geworden. Ein anderer Oheim Grillparzers war in den Jahren von 1803 bis 1814 Secretär des Hofburgtheaters und als ſolcher auch dichteriſch und dramaturgiſch thätig. Grillparzer's Mutter, die aus dieſer reichbegabten Familie hervorging, war eine zartſinnige feinnervige, nervös reizbare Frau, deren Seelenleben faſt ganz in der Muſik aufging, und die ihren Franz faſt abgöttiſch liebte. Ihm gegenüber war ſie ſchwach bis zur Willenloſigkeit. Und dieſe zarte weibliche Natur ging zu Grunde an dem künſtleriſchen Ueberreiz ihres Weſens, ſie nahm ſich in einem Anfall von religiöſem Wahnſinn ſelbſt das Leben. All' ihren Kindern hat ſie das Erbe ihres unglücklichen Naturells hinterlaſſen. Ihr jüngſter Sohn gab ſich als ſiebzehnjähriger Jüngling ſelbſt den Tod, und der zweitjüngſte blieb zeitlebens ein verworrener Menſch. Einmal klagte er ſich bei Gericht eines begangenen Mordes an, und nur ſchwer gelang es dem Dichter, die Schuldloſigkeit ſeines Bruders nachzuweiſen.

Franz war der älteſte Sohn dieſes Hauſes und er ſtand aufrecht bis in ſein zweiundachtzigſtes Jahr. Aber auch in ihm waren jene unheimlichen Mächte lebendig, welche ſeine ehrenfeſte, alte Familie allmälig zerſtörten. Doch war die Miſchung des väterlichen und des mütterlichen Naturells in ihm, dem Erſtgeborenen eine beſſere; die zähe willensſtarre, nüchterne Natur des Vaters gab

Digitized by Google

in ihm eine kräftigere Legirung ab für das lautere, flüſſige Gold des mütterlichen Seelenlebens. Franz blieb widerſtandsfähig gegenüber all' dem Unheil, daß ſeine Familie traf, er trotzte allen Schickſalsſchlägen, die ihn ſelbſt als Menſch und Dichter trafen; aber er trotzte ihnen doch nicht als ein völlig freier kräftiger Mann, der das Schickſal mit dem Selbſtgefühl, daß er es meiſtern werde, herausfordert. Auch er war von einem Ueberreiz des Herzens, von einer Empfindlichkeit, die ihn für den Rieſenkampf des Lebens ſehr oft untüchtig machte. In Franz Grillparzer lebte ein Verſtandesmenſch zäher und nüchterner Art, der beſonders in ſeinem Alter auf das allerſchärfſte hervortrat, aber er handelte in allen entſcheidenden Augenblicken ſeines Lebens ſtets als Sohn ſeiner Mutter. Der ſcheue Geiſt ſeiner überreizten Innerlichkeit, welcher mit der harten Außenwelt nicht in Berührung kommen wollte, beherrſchte ihn faſt dämoniſch. Und dieſes Erbe ſeiner edlen Mutter, das ſeine Brüder zugrunde richtete, hat auch ſein Leben gründlich verpfuſcht. Franz Grillparzer konnte mit dieſer Miſchung ſeines Weſens ein großer Dichter, aber niemals ein glücklicher Menſch werden. Freilich, wie viele große Dichter waren das? Die Natur ſchafft jene hohen Ausnahmsweſen, welche ihren Mitmenſchen als die Träger des Idealen voranſchreiten, immer aus ganz beſonderem Stoff. Franz Grillparzer

Digitized by Google

ſah früh den Wohlſtand ſeiner Familie zuſammenbrechen und er verlor als Achtzehnjähriger ſeinen Vater. Er hatte dieſen Vater eigentlich nie geliebt, weil er ihn nicht verſtand, weil ſeine Herbheit ihn ſo oft verletzte. An ſeinem Sterbebette aber brach Franz zuſammen und küßte dem Vater in überſtrömendem Gefühl die Hände. Und da ſagte der ſchroffe Mann: „Jetzt iſt's zu ſpät.“

Bis zum Tode des Vaters hatte Franz friſch geſtrebt und ſchon manches poetiſche Werk vollendet, das großes, wenn auch noch unſelbſtſtändiges Talent verrieth. Nun mußte er, der ſelbſt Unfertige, in adeligen Häuſern Unterricht erteilen und er wurde alsbald Hofmeiſter bei einem Grafen Seilern. Dies fällt in die eigentliche Werdezeit ſeines Lebens. Er verbrachte die Zeit von ſeinem 18. bis zu ſeinem 25. Jahre in drückender Dumpfheit. Er fühlte ſich unbehaglich, unglücklich in einem Lebenskreiſe, wo er nichts ſein konnte; das Bewußtſein ſeiner abhängigen Stellung war ihm eine Qual, und ſeine dichteriſchen Verſuche mußte er geheim halten vor allen Späheraugen, wollte er nicht ausgelacht oder gar für unbrauchbar auf ſeinem Poſten erklärt werden. Er ſchrieb daher auf all' ſeine Handſchriften die Worte: „Aus dem Engliſchen.“ So waren ſeine poetiſchen Anfänge vor dem Hohn geſchützt, ſo galten ſie als lobenswerte Sprachſtudien des jungen

Digitized by Google

Mannes. Wie wenig er den Leuten gegolten hat, denen er diente, zeigte sich bald. Die Dumpfheit, der Druck, der seit der Scene am Sterbebett des Vaters auf seinem Innenleben lastete, führte zu einer Katastrophe; er erkrankte auf dem Lande, wo er bei der Familie seines Zöglings weilte, schwer an einem Nervenfieber. Da die Krankheit für ansteckend galt, verbot der Graf jeglichen Verkehr mit ihm, und eines Tages empfahl man den Jüngling, der vom gräflichen Leibarzt aufgegeben war, dem Dorfbader und ließ ihn bei tschechischen Bauersleuten liegen, die kein deutsches Wort verstanden, keinen seiner Wünsche erfüllen konnten. Die Herrschaft übersiedelte nach Wien. Verlassen und hilflos rang er wochenlang mit dem Tode. Ein Ackerknecht schlief des Nachts bei ihm. Eine Frauensperson, die der Phantasirende nicht erkannte, ging resolut auf sein Bett zu und stahl dem Wehrlosen seine kleine Baarschaft. Als er sich etwas besser fühlte, erhielt er die unglaublichsten Dinge zu essen; als er zum ersten Male in den herbstlichen Garten trat, empfahl ihm der Bader die frischen Zwetschken ganz besonders. Und er aß davon. Seine zähe Natur siegte auch darüber und er kam glücklich nach Wien, wo man ihn für gestorben hielt. Auch einen Rückfall überwand er und unter der Pflege seiner zärtlichen Mutter genas er an Leib und Seele. Sein späteres Gedicht: „Der Genesene," das ich zu den

Digitized by Google

wahrſten und bedeutendſten dichteriſchen Offenbarungen zähle, gibt Zeugnis davon.

„Jetzt, da ich's beſtanden habe,
Leuchtet mir's erſt deutlich ein:
Krankheit, du biſt Gottes Gabe!
Er ſoll drum geprieſen ſein!"

Und er ſchildert die völlige Umwälzung, die ſich an ſeinem inneren Menſchen vollzogen, in Worten, die vielleicht nur der ganz verſteht, der ſelbſt einmal durch eine ſchwere Krankheit erlöſt wurde.

Dieſes Gedicht, obwohl viel ſpäter geſchrieben, iſt der Markſtein, welcher die ungeklärte, unfruchtbare Uebergangsepoche vom Jünglings- in das Mannesalter in Grillparzers Leben abſchließt. In der Zeit, die jetzt hinter dem Dichter lag, wurde kein Werk vollendet, kein Entſchluß ausgeführt, Alles zerbröckelte ihm unter der Hand, er war von Tag zu Tag der Raub einer anderen Stimmung. Und doch war eine gewiſſe Größe in den Anläufen, die Grillparzer in dieſer Zeit unternahm. Er hatte zwei Tragödien von nationalem Gehalt begonnen, in welchen er, wie zur ſelben Zeit Heinrich v. Kleiſt in ſeiner „Hermannsſchlacht", dem Erbfeind Napoleon entgegentritt. „Spartacus" hieß die eine Tragödie, „Alfred der Große" die andere. Im „Spartacus" ſchildert er die Niedertracht Roms und meint Paris, im „Alfred" begann er in packenden Bildern

Digitized by Google

den tirolischen Freiheitskampf darzustellen. Der Franzosenhaß des Vaters gährte wild in ihm. Aber er ist geistig unfrei, er nennt sein Gemüth „verquollen von so Manchem, das es traf;“ keiner seiner dichterischen Blütenträume reift. Nach seiner Krankheit war er frei von dieser Gemüthslast, frei von seiner Dienstbarkeit, als ein Anderer ging er aus ihr hervor. Er stellte sein äußeres und sein inneres Leben auf neue Grundlagen, und zwei Jahre später war er der Dichter der „Ahnfrau.“

Grillparzer sah in jener Zeit immer blaß und kränklich aus und er hatte wohl nie die Farbe der Gesundheit. Auch sind in unseren Tagen nur Bilder von ihm verbreitet worden, die als unwahr bezeichnet werden dürfen. Vor die Gesammt-Ausgaben seiner Werke heftete man ein Bild des zweiundzwanzigjährigen Grillparzer, in den Wiener Schaufenstern aber sieht man nur den Siebzig-, den Achtzigjährigen. Eines ist so falsch wie das andere. Als der Ruhm Grillparzers durch die „Ahnfrau“ so plötzlich in die Halme schoß und mit der „Sappho“ sich bis zu europäischer Größe erhob, da war der junge Dichter ein vielumworbenes Schoßkind der Wiener Gesellschaft, alle Salons standen ihm offen und die Frauen vergötterten ihn. Wie sah er damals aus? Die schwatzhafte Literaturbase Caroline Pichler schildert ihn: „Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne,

Digitized by Google

blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machte ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichthum eines höchst gebildeten Geistes und eines edlen Gemüthes sich nicht so deutlich in Allem, was er that und sprach, gezeigt hätte." Und dieser junge Mann war den Frauen gegenüber nicht blöde; aber er war immer der empfangende Theil, er ließ sich immer erobern von ihnen. Und er war von der ersten Stunde an ihr schärfster Beobachter, ihr Richter, und er war treulos. Mit einer an die Herbheit und den Wahrheitsfanatismus seines Vaters erinnernden Rückhaltlosigkeit legt er uns nach dieser Richtung sein Inneres blos. Er liebte immer als Künstler, nie als Liebender, und „von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte," bekennt er, „warf ich mein Gefühl als ein Fremdartiges auch so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei den Weibern die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie

Digitized by Google

wünſchten. Ich habe auf dieſe Art das Unglück an drei Frauenzimmern von ſtarkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen ſind bereits tot." Ein Troſt iſt es für ihn, daß er ſich nie einem Weibe genähert, das ſich nicht vorher ihm genähert hätte und er erklärt bündig: „Ich bin der Liebe nicht fähig." Er liebt immer nur das Bild, das ſeine Phantaſie ſich von der Geliebten gemacht hat, und er liebt immer nur Frauen mit entſchieden ausgeprägten Charakterzügen, die ſeinem Hang zur pſychologiſchen Forſchung, ſeinem ſtoffumbildenden Dichterſinn Nahrung gaben. Gerade dieſe Frauen aber, die den ganzen Mann haben wollen, taugen nicht für ihn, denn ſich ſelbſt völlig hinzugeben, war er nicht fähig. Daran gingen Charlotte v. Paumgartten und Marie Daffinger zugrunde. Die Eine bildet den perſönlichen Hintergrund der „Medea", aus dem Weſen der Anderen ſchöpfte er die hellſten Lichter für den Charakter der Hero. Die verbrecheriſche Liebe der Frau des Freundes, die das Licht wegſtellt, um den Geliebten im Dunkeln herzhaft umarmen zu können, offenbart dem „ſtoffumbildenden Dichterſinn" die ſüßeſten, unſchuldsvollſten Züge für die jungfräuliche Liebe Heros. Spät hat Grillparzer Mädchenliebe kennen gelernt. Er wich Liebesbanden aus, die ſeine Ehrlichkeit vielleicht feſter zu knüpfen verſucht hätte, als ſeinem Naturell erträglich war. Marie Piquot, jenes vornehme junge

Digitized by Google

Mädchen, das den Ihren auf ihrem Sterbebette eine unerwiderte Liebe zu Grillparzer einbekannte, durchschaute ihn und empfahl ihren Eltern, über ihn zu wachen, den Vereinsamten, nicht glücklich Veranlagten zu sich zu nehmen. Sie sollten für seine Gesundheit und seine Stimmung sorgen, sie sollten den Dichter in ihm hätscheln und pflegen. In rührenden Worten empfiehlt sie der Mutter sterbend ihren Tasso, der „gewiß viele Bewunderer, aber vielleicht nicht einen einzigen wahren, sorgenden Freund hat". Als er davon erfährt, fühlt er sich angekältet. Er tritt mit der Familie der Gestorbenen in keine nähere Verbindung, nur eine frostige Grabschrift schreibt er für sie nieder: „Jung ging sie aus der Welt; zwar ohne Genuß, dafür aber auch ohne Reue." Er hatte zur selben Zeit (1822) zur Familie Fröhlich Beziehungen angeknüpft, Kathi interessirte ihn. In seinem Tagebuche aus jenen Tagen begegnet er sich aber wörtlich mit dem letzten Bekenntniß Marie Piquots. „Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabe-

Digitized by Google

nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.“ In dieſem tiefmenſchlichen Bekenntnis liegt der Schlüſſel für das Dichterſchickſal Grillparzers. Es fehlte ihm zeitlebens das warme Element, Niemand bereitete es ihm. Die Kritik, die Cenſur, die Regierung, das Publicum und ſeine Amtsvorſtände wetteiferten darin, ſein überreiztes Gemüt zu mißhandeln, und ſo zog ſich allmälig „ſein Inneres zuſammen und verſagte den Dienſt“. Voll Entſetzen ſteht er der Erſcheinung gegenüber, daß ſeine Dichterkraft nachlaſſe, verſage. Und er ſchreibt in ſein Tagebuch: „So viel iſt gewiß: iſt einmal der Dichter über Bord, ſend' ich ihm den Menſchen auch nach.“ Das iſt das Tragiſche in Grillparzers Charakter: ſeine Innerlichkeit, der Dichter in ihm, iſt der Welt nicht gewachſen. Dadurch geräth er in eine Abhängigkeit zu dieſer Welt, wird er unfrei in ſeinem ganzen Weſen. Er muß jede Störung von außen fürchten, und ereilt ihn eine ſolche, ſo iſt auch der Gedanke an Selbſtmord, die Furcht vor dem Wahnſinn da, ſo heftig erſchüttert Alles ſein Gleichgewicht.

Das Verhältnis des Dichters zu Kathi Fröhlich iſt oben gekennzeichnet worden. Ein Abgrund trennte die beiden Menſchen, ein Abgrund, der im Gemüte Grillparzers lag. Kathi war eine friſche, reſolute Perſönlichkeit, ein ſelbſtherrlicher Charakter voll jung-

Digitized by Google

fräulichen Stolzes, voll Leidenschaft. Dem Manne dienen konnte sie nicht, besitzen wollte sie ihn. Und je heißer sie wurde, desto kälter wurde er. Seine Mutter, die willenlos, ganz Zärtlichkeit und Aufopferung, im Hause seines Vaters lebte und webte, die dann „in völliger Selbstvergessenheit für ihn, ihren Franz, lebte, sie schlug Funken aus dem Stein seines Herzens." Eine solche Frau hätte er gebraucht! Keine andere hätte ihm bieten können, was er von der Ehe verlangte: „Ich hätte müssen allein sein können in der Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei .... Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens." Kathi wollte für voll genommen werden, sie stellte sich ihm als ein spröder Charakter, der so fertig war wie der seine, gegenüber. Es sprühte immer Funken zwischen ihnen, sie lagen immer im Disput, und die Eifersucht Kathis führte die Katastrophe herbei. Nach jenem Bruch, dem ihre schwere Krankheit folgte, war ihr Stolz gebrochen, aber seine Liebe war nicht wieder von den Toten zu erwecken. Das herrliche, frische Wiener Kind war in dem langen Brautstand argwöhnisch, zänkisch geworden, es nahm alle Eigenheiten des alternden Mädchens an und es verwelkte an seiner Seite. Sein kalter Verstand klügelte fortwährend über dem Problem, das vielleicht nur durch die Entschlußkraft des Herzens, die ihm

Digitized by Google

fehlte, zu lösen war. Und als die Zeit versäumt war, da schrieb er in sein Tagebuch: „Für den Wert des Weibes ist der Charakter allerdings das Höchste, aber für das Zusammenleben, namentlich das nähere und nächste, sind Humor und Temperament beinahe noch wichtiger." So lange Grillparzer lebte, gewann nie Jemand einen Einblick in die Tragödie dieser zwei Herzen. Als der Dichter nahe an Sechzig war, zog er zu den drei Schwestern Fröhlich und beschloß sein Leben als ihr „Zimmerherr", als ihr stiller Hausfreund. Seine Junggesellenwirthschaft führte er aber auch hier weiter; er bereitete sich sein Frühstück selbst, er aß Mittags im Gasthause und nur selten schenkte er den Schwestern den Abend. Er unterlag dem Einsamen seines Wesens ganz und gar. Wenn Jemand so dreist war, zu fragen, warum er die Kathi nicht geheiratet habe, fertigte er den Frager mit dem Scherz ab: „Ich hab' mich halt nicht getraut!"

Der Mensch Grillparzer lebt in seinen Dichtungen ein zweites Leben; nie hat ein Dramatiker in solchem Maße wie er dem Bekenntnis die erste Stelle eingeräumt. Schon in der „Sappho" stellt er den Grundtypus jenes Heldentums dar, das in ihm selbst lebte. Der Dichter in seinem Durst nach Größe und der Mensch in seinem Durst nach Glück sind ihm zwei verschiedene Welten. Auch Sapphos Innerlichkeit ist der Welt

Digitized by Google

nicht gewachsen und in dem Bestreben, sich die Myrte in den Lorbeerkranz zu flechten, scheitert sie. Wir sehen dieses Heldenthum in Jason schuldig werden, wir sehen es in Rustan scheu zurückweichen und sich mit einem stillen Los bescheiden, wir sehen es im „Treuen Diener," wir finden es in „Libussa" wieder. Die Tragödie von der Dienertreue namentlich ist in einem bisher noch gar nicht gewürdigten Maße bedeutungsvoll für den Menschen Grillparzer. Nach unerhörten Zurücksetzungen, Beleidigungen und Kränkungen, die ihm daheim widerfahren, unternimmt er eine Reise nach Deutschland. Er geht über Dresden nach Berlin, von dort nach Weimar, zu Goethe. Ueberall sieht er, daß er etwas gilt; in Berlin deutet man an, er könnte Dramaturg des Hofschauspiels werden, in Weimar legt der Großherzog selbst ihm das Gleiche für Weimar nahe. Goethe empfängt ihn mit Auszeichnung, die Stadt Weimar gibt ein Festessen zu Ehren des Wiener Gastes. Der Gedanke an Auswanderung nistet sich in seinem Herzen ein. Und dann kommt er heim — und schreibt den „Treuen Diener seines Herrn." Es ist wie eine Befreiung von dem Gedanken, die Heimat verlassen zu wollen, wie eine Sühne dafür, was er da vollbringt. Dieser treue Diener, dem namenloses Leid widerfährt und der dennoch nicht wankt und nicht weicht von dem Posten,

Digitized by Google

auf den sein König ihn gestellt, das war er selbst. Und wie grausam muß ihn der Dank getroffen haben, der ihm dafür geworden. Kaiser Franz wollte ihm bekanntlich dieses Stück durch den Polizeiminister abkaufen lassen, um es ganz allein zu besitzen. Die Gründe hierfür sind niemals bekannt geworden, aber sie liegen wohl auf der Hand: der praktische Regentenverstand des Kaisers hielt es für gefährlich, zuzugestehen, daß eine regierende Familie die Dienertreue auf solche Proben stellen könne.

In seiner ganzen inneren Befangenheit und rührenden Liebenswürdigkeit, und auch in seinem eigenwilligen und selbstbewußten Wesen tritt Grillparzer uns in der Begegnung mit Goethe gegenüber. Er ist unglücklich über die Steifheit des hohen Greises am ersten Abend, er bricht aber wie ein Kind in Thränen aus, da Goethe ihn am nächsten Tag bei der Hand nimmt, um ihn zu Tisch zu führen. Doch als man ihm am dritten Tage, da er für Goethe gezeichnet wird, sagt, er werde den Dichter am Abend allein finden, da befällt ihn die Verzagtheit seines Gemütes und er geht nicht hin: er fürchtet sich davor, einen ganzen Abend mit Goethe allein zu sein. Und er schreibt auch nie aus Wien an ihn, denn er will nicht durch ein Wort Goethes irritirt werden, er will sich nicht von dem Großen beeinflussen lassen. Immer beherrscht ihn der scheue Geist

Digitized by Google

seiner überreizten Innerlichkeit. Dabei lebt ein so starkes Selbstgefühl in ihm, daß es nicht selten über den Becher schäumt. Er nennt sich in seiner Selbstbiographie frank und frei den größten Dichter, der nach Schiller und Goethe gekommen, und in einem Gesuch, das er um die Stelle eines Universitäts-Bibliotekars an den Kaiser richtet, sagt er: „Es befällt den Unterzeichneten manchmal eine Ahnung, daß in seinen Werken mehr liege, als man ihm gewöhnlich zuzugeben geneigt ist. Sehr oft ist der Fall dagewesen, daß die nachkommende Zeit von der vorausgegangenen Rechenschaft begehrt hat über die Art, wie sie Talente höherer Art behandelt hat. Es möchte nicht zum Ruhme der Gegenwart gereichen, wenn sie einen Mann hinter den Acten versauern ließ, der in anderen Verhältnissen Höheres zu leisten im Stande war." Und sie ließ ihn versauern. Aber er hat sich gerächt an ihr durch unsterbliche, durch tödtliche Epigramme.

Als die Bitterkeiten, die der „Ottokar" und „Weh dem, der lügt" im Gefolge hatten, überwunden waren, als Grillparzers Dichterleben mit dem Gedicht an Radetzky und der Wiedererstehung seiner Werke im Burgtheater doch endlich einen Höhepunkt erreicht hatte, der seiner würdig war, da wurde auch der Mensch Grillparzer, der Jahrzehnte verbittert war, milder und zugänglicher. Die Neigung zur Satire aber, die neben

Digitized by Google

ſeinem tiefen Hang zur Muſik das Urſprünglichſte in ihm war, iſt ihm treu geblieben bis an ſein Ende. Es bleibt eine ganz merkwürdige Beigabe für den Menſchen Grillparzer, daß das früheſte Gedicht, das uns von ihm erhalten iſt, ein Epigramm iſt. Das ſchalkhafte Wienertum, das in vielen Geſtalten des Dichters lebt, in Hero, in Leon und anderen, es ſprudelte noch in ſeinen Greiſentagen in ihm ſelbſt als lebendiger Quell. Als man ihm einmal vorwarf, daß er alle mittelmäßigen Dichter lobe, die ſich ein Urtheil von ihm erbitten, da ſagte er: „Wiſſen S', wenn man Jemand nur nicht geſagt hat: du biſt ein Eſel! ſo geht er hin und erzählt, ich hab' ihn gelobt.“ Und Frau v. Littrow, die ihn fragte, wie er bei ſeiner Schwerhörigkeit im Herrenhauſe immer richtig zu ſtimmen wiſſe, erhielt folgende Antwort: „Ich ſchau' nur immer auf den Fürſten Windiſchgrätz: ſteht er auf, ſo bleibe ich ſitzen, bleibt er ſitzen, ſo ſtehe ich auf.“ Und ſolcher Worte werden Hunderte von ihm erzählt. Das ſind helle Lichter auf dem Greiſenbilde des Menſchen Grillparzer, dem es an dem Talent gebrach, glücklich zu ſein.

Digitized by Google

Otto Prechtler und Franz Grillparzer.

Otto Prechtler, der vielleicht zu früh ſo ganz vergeſſene deutſch-öſterreichiſche Poet, ſtand in den vierziger, fünfziger und ſechziger Jahren im Mittelpunkte des literariſchen und geſellſchaftlichen Lebens in Wien, und er wurde zweimal als möglicher Burgtheater-Director genannt: Ehe Laube ſein Amt antrat, im Jahre 1849, und achtzehn Jahre ſpäter, als Laube dieſes Amt niederlegte. Darin prägt ſich unzweifelhaft eine gewiſſe Dauerhaftigkeit des Anſehens aus, das Prechtler genoß. Auch brachte das Burgtheater zwölf Stücke von ihm zur Aufführung. Dieſe Tatſache allein reicht vielleicht hin, dem Freunde Grillparzers eine gewiſſe Bedeutung zu verleihen. Da die erſte Bühne Deutſchlands niemals, und am letzten zur Zeit Laubes, ein Tummelplatz des Dilettantismus war, ſo kann ſein dichteriſches Können nicht ſo gering geweſen ſein, daß man wenige Jahre nach ſeinem Tode nicht mehr von

Digitized by Google

ihm ſprechen dürfte; wenn dies aber der Fall geweſen wäre, dann bliebe dieſer Dichter erſt recht eine geſellſchaftliche Erſcheinung des Wiener Kunſtlebens, von der man reden müßte.

Otto Prechtler zählte erſt 16 Jahre, als man 1829 in Linz ſein erſtes Drama aufführte. Die Schauer der Romantik erfüllten ſeine junge Dichterſeele, und die Schickſalstragödien der Houwald, Müllner und Werner hatten auch ihm den Kopf verdreht. Sein Jugendwerk hieß „Die blutige Locke“, und der Spott der Rezenſenten ſchlug Jahrzehnte lang Capital gegen den Dichter aus dieſer Jugendſünde, deren Titel allein ſchon die Parodie herausforderte. Von dieſem erſten Schritt auf die Bühne führte ein weiter, entſagungsvoller Weg bis zu den Pforten des Burgtheaters, die ſich ihm erſt 1842 erſchloſſen, alſo nach 13 Jahren. Auch war das Luſtſpiel („Die Waffen der Liebe“), das man endlich von ihm annahm, ſchon ſein dreizehntes Bühnenwerk, denn jedes Jahr zeitigte ein ſolches, und ſein ganzes Leben ſpiegelt ſich in folgenden Zahlenverhältniſſen ab: Zwölf Stücke ſchrieb Prechtler, bevor ſich das Burgtheater ihm erſchloß; zwölf brachte dieſe Bühne von 1842 bis 1867, und zwölf oder mehr brachte ſie nicht mehr zur Aufführung. Der Dichter war geiſtig früh *gealtert*, er überlebte ſein Talent um mehr als zwei Jahrzehnte und erfuhr Kränkungen und Zurück-

Digitized by Google

ſetzungen die Fülle. Prechtler gehörte zu jenen fruchtbaren Dichtern, die im Intereſſe ihres Ruhmes nicht früh genug ſterben können, und er hatte es verſäumt, zu ſterben, als ſein Name noch genannt und gekannt war. Als er 1881 ſtarb, vermochte ihn ſelbſt ſein Tod nicht mehr für das deutſche Theater lebendig zu machen.

Otto Prechtler war 1813 zu Grieskirchen in Oberöſterreich geboren und er ſollte Prieſter werden. Aber er tat, was ſo viele vor und nach ihm getan, die der Dichtkunſt ergeben waren, er ſprang als Kleriker aus der Kutte und widmete ſich der Literatur. Es trieb ihn nach Wien. Hier gewann er alsbald in Grillparzer einen unermüdlichen Förderer und Freund, und dieſes Verhältnis zu dem großen Dichter drückte dem Leben des kleinen fortan ſein bleibendes Gepräge auf. Prechtler war zeitlebens biegſam wie Wachs und ſein Talent der Anempfindung war ſo groß, daß er unbewußt ein vollſtändiger Abklatſch von Grillparzer wurde.

Als der ausgeſprungene Candidat der Theologie ſich bei Grillparzer, der ſchon einige Gedichte und Stücke von ihm geleſen hatte, vorſtellte, fragte ihn dieſer: „Was ſein's denn?“ Prechtler war mit wallenden Locken, in einen maleriſchen Mantel gehüllt und mit einem breitkrämpigen deutſchen Hut bedeckt, nach Wien gekommen; unterm Arm hielt er das Manuſkript eines

Digitized by Google

Bandes lyrischer Dichtungen, im Haupte trug er hundert dramatische Entwürfe, und in seiner Tasche klimperten etwa dreißig Silberzwanziger, die seine Mutter ihm beim Abschied eingehändigt, trotzdem ihr fast das Herz darüber brach, daß er nicht geistlich werden wollte. Und jetzt stand er, der Dichter vor dem Dichter, und dieser fragte ihn: „Was sein's denn?"

Er war sprachlos. Grillparzer benutzte dieses Verstummen seines Gastes und hielt ihm eine Predigt. „Lieber Freund," sagte er, „ich habe die „Ahnfrau" und die „Sappho" geschrieben und bin ein kleiner Beamter. Sie haben die „blutige Locke" zur Aufführung gebracht und wollen davon leben? Warum nicht gar! Schiller war Professor, Goethe Minister und Saphir schreibt Kritiken für die Bäuerlesche Theaterzeitung. Sie müssen entweder Professor, Minister oder Kritiker werden. Oder noch besser — Sie treten in unserem Amt als Diurnist ein. Dann dichten's halt, wie ich das auch gethan hab'."

Nach dieser köstlichen Ansprache reichte Grillparzer dem jungen Manne die Hand und gab ihm praktische Ratschläge, wie er es anzufangen hätte, Beamter zu werden.

Und Prechtler wurde Beamter. Er hatte in dieser Laufbahn so großes Glück, daß er in zwanzig Jahren Grillparzer einholte, und als der große Dichter in den

Digitized by Google

Ruheſtand trat, wurde Prechtler ſein Nachfolger in der Stelle eines Reichs-Archiv-Directors im Finanzminiſterium. Als am Ende der ſechziger Jahre Prechtler ſelbſt in den Ruheſtand trat, überſiedelte er nach Oberöſterreich, und ſeine letzten Stücke kamen nur noch auf der Linzer Bühne zur Aufführung, die auch ſein erſtes Drama zur Darſtellung gebracht hatte.

Und in Linz trat ich dem alten Manne näher. Wie er zu Grillparzer, ſo war ich als junger Menſch zu ihm gekommen, und auch ich hatte dichteriſche Schmerzen. Prechtler fragte mich nicht: „Was ſein's denn?“ aber er erzählte mir, wie Grillparzer ihn einſt empfangen. Daraufhin konnte ich ihm die beruhigende Verſicherung geben, daß ich wohlbeſtallter Eleve der Linzer Telegraphendirection ſei und jährlich 300 fl. Einkommen habe. Erſt als er dies vernommen hatte, lobte er meine poetiſchen Verſuche.

An dieſe erſte Begegnung knüpfte ſich ein mehrjähriger Verkehr, über den ich ein Tagebuch führte. In dieſem iſt alles niedergelegt, was Prechtler mir über ſeinen Umgang mit Grillparzer, Laube und Hebbel erzählte. Ich will dieſen Tagebuch-Aufzeichnungen folgen, halte es aber doch für geboten, meinen als Dichter ſo ziemlich vergeſſenen Gewährsmann in den Vordergrund zu ſtellen und auch ein Bild ſeines Lebens und Strebens zu zeichnen.

Digitized by Google

Als Menſch war Prechtler bieder und offen, etwas patriarchaliſch angehaucht, heiteren Gemüts und von unverwüſtlichem Sanguinismus. Er beſaß eine ziemlich auffällige Erſcheinung und war ſehr volkstümlich in Linz. Wo er erſchien, lenkte er die Aufmerkſamkeit auf ſich. Sein Äußeres war behäbig und würdig, wenn es auch nicht den landläufigen Begriffen entſprach, die ſich Jünglinge und empfindſame Frauen von der Erſcheinung eines Dichters gewöhnlich machen. Seine Geſtalt war gedrungen. Ein dunkelbrauner Vollbart umrahmte ſein ſcharf geprägtes Geſicht, die Stirne trat mächtig hervor, ſein Auge war klein, aber es hatte einen milden Blick. In ſeinem ganzen Weſen prägte ſich Gutmütigkeit aus, doch war ſeine Haltung nie ohne Selbſtgefühl. Als Dichter war Prechtler eine ausgeſprochen lyriſche Natur, und er gehörte unter den Nachfahren unſerer Claſſiker zu den gewandteſten Schönrednern auf der Bühne. Die ſchöne Sprache ging ihm über Alles; ſie galt ihm mehr als Charakteriſtik und Compoſition, und da er eine lebhaft geſtaltende Phantaſie und ein warmes Gemüt beſaß, ſo gelang es ihm, zumeiſt durch Klang und Schwung der Rede anzuregen und ſchöne Seelen durch Zartheit des Ausdrucks und Wärme des Vortrags zu begeiſtern. Die dichteriſchen Geſtalten ſeiner Muſe ſind durchweg keuſch, die Beweggründe ihrer Handlungen edel, die Form, wie geſagt,

Digitized by Google

ſehr „poetiſch“ und das Ganze wirkt immer im höchſten Grade moraliſch. Es gelang ihm nie, einen Spitzbuben zu zeichnen; all ſeine Geſtalten ſind kreuzbrave Menſchen und der gemütliche altöſterreichiſche Dichter guckt einer jeden über die Schulter. Zum Lyriker fehlte ihm nichts und er hat uns manche Perle eines Liedes hinterlaſſen. Zum Dramatiker aber fehlte ihm etwas ſehr wichtiges. Nach Grillparzers Anſchauung gehören zu einem Dramatiker drei Dinge: ein tiefes Gemüt, eine lebhaft geſtaltende, fruchtbare Phantaſie und ein überaus ſcharfer Verſtand. An den beiden erſten Eigenſchaften gebrach es Prechtler nicht, wohl aber an der letzteren. Es ſang und klang in ihm und die Luftſchlöſſer ſeiner Phantaſie berauſchten ihn ſchier, aber die ordnende Kraft fehlte. Er ſcheiterte als Dramatiker, oder ſagen wir als Theaterdichter, weil er nicht *mehr* Geiſt als Gemüt und Phantaſie beſaß, weil es ihm an jenem ſcharfen Bühnenverſtand mangelte, der unſere heutigen Dramatiker ſo einſeitig auszeichnet. Er war beſſer veranlagt als viele von denen, die für einige Zeit die Bühne beherrſchten, aber die Miſchung ſeines Talentes war eine verfehlte. Sein großes Gegenbild als Dramatiker iſt Hebbel, bei dem oft nichts wirkſam iſt als ein überlegener Geiſt, deſſen Talent ſich uns alſo ebenfalls als eine unglückliche Miſchung darſtellt.

Digitized by Google

Ich habe bereits gesagt, daß Prechtler, der viele Operntexte schrieb, die componirt wurden, der die Wiener Schauspieler zwei Jahrzehnte hindurch mit Declamations-Gedichten versorgte, der einige epische und ungezählte lyrische Dichtungen veröffentlichte, ich habe gesagt, daß dieser Dichter zwölf Stücke im Burgtheater zur Aufführung brachte, das letzte Mitte der Sechziger Jahre. Seinen sechzigsten Geburtstag feierte man, kurz nach der Feier des 80. von Grillparzer, öffentlich. Einige Jahre später war dieser Mann vollständig vergessen. Wie kurz das öffentliche Gedächtnis in Oesterreich ist, zeigte sich besonders beim Tode Prechtlers. Selbst die Ehrentage der Geschichte dieses Staates prägen sich uns nicht ein. In kargen Notizen aus Wurzbachs biographischem Lexikon wurde Prechtler abgetan und was nicht in diesem Buche stand, daß wußte Niemand. So hieß es: Prechtlers historisches Drama „Heinrich IV." sei eine wirkungsvolle, aber niemals aufgeführte Dichtung. Und doch ist dieses Drama mit einem der denkwürdigsten Ehrentage der österreichischen Geschichte für immer verknüpft, mit dem Tage der Eröffnung des ersten österreichischen Parlamentes im Jahre 1848. Es wurde nämlich an diesem Tage als Festvorstellung vor den Vertretern des österreichischen Volkes im Theater an der Wien aufgeführt.

Digitized by Google

In meinem Tagebuch verzeichnete ich am 31. Mai 1877 folgende mündliche Mitteilung Prechtlers: „Heinrich IV., 1846 geschrieben, war im Burgtheater seit Beginn 1847 in Vorbereitung, die Rollen wurden schon studiert, als eines Tages plötzlich ein Verbot desselben vom Polizeipräsidenten Zedlitz einlief. Ein Recurs an Metternich wurde abgewiesen, und das Verbot der Polizei mit allem Nachdruck bestätigt. Ein Jahr später, im Juli 1848, wurde das erste österreichische Parlament eröffnet, und als Festvorstellung ging im Theater an der Wien mein „Heinrich IV." in Scene. Ich hatte auch ein Vorspiel: „Heinrich IV. und die Hierarchie" dazu geschrieben, welches den Geist des Stückes kennzeichnete. Das Haus war überfüllt von den zum ersten Male in Wien versammelten Vertretern der österreichischen Völker und es gab rauschenden Beifall die Menge. Darüber freute Holbein, der Director des Burgtheaters, sich fast mehr als ich, und er bereitete das Stück nun abermals an seiner Bühne vor, als „eine schöne Herbstblüte nach den stürmischen Frühlingstagen," wie er sagte — als eine Errungenschaft der Revolution. Der Herbst aber brachte uns von dieser eine neue Auflage und hernach wurde das Stück abermals und entschieden verboten. Holbein aber ruhte nicht, er wollte das Stück der Polizei zum Trotz haben und er ermunterte mich zu dem außerordentlichen

Digitized by Google

Schritte — dasselbe dem jungen Kaiser zu überreichen, und zwar ungestrichen, so wie es geschrieben worden war. Das geschah durch die Vermittlung Deinhardsteins. Der Kaiser las mein Stück, und — er ließ mir die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft dafür überreichen. Das polizeiliche Verbot aber blieb aufrecht."

Dieses Stück wurde später, als Prechtlers Blütezeit vorüber war, freigegeben, aber es fand keinen Director mehr am Burgtheater vor, der sich dafür begeistert hätte. Auf Provinzbühnen und in Deutschland wurde es jedoch in den sechziger Jahren häufig gespielt.

Dies ist die Geschichte eines fast unbekannt gebliebenen Dramas von geringen literarischen Qualitäten und doch ist sie des Erzählens werth. Sie gibt ein kleines Culturbild aus dem Oesterreich der Sturm- und Drangperiode, und die von freiheitlichem Schwung getragenen Verse des Prechtlerschen „Heinrich" waren die ersten politischen Dithyramben, die das Wiener Publicum damals im Theater zu hören bekam. Auch können wir uns leicht vorstellen, welche Wirkung gewisse Stellen der Dichtung in den Tagen, da Kaiser Ferdinand seine Krone niederlegte, geübt haben müssen. So z. B. die Worte des Kurfürsten von Köln, die er an den zwischen Liebe und Pflicht schwankenden König richtet:

Digitized by Google

„Das Reich bedarf des Mannes, des weisen Herrschers,
Der Herz und Sinn ganz seinem Volke weiht,
Dünkt diese Pflicht euch eine Last, und wollt
Ihr sie nicht tragen: gebt die Krone auf!"

Oder die Worte Heinrichs, wenn er die deutsche Kaiserkrone in Empfang nimmt:

„— Deutschlands Kron' und Schwert, ich fasse Euch!
Den Kampf mit Roms entgeisterten Gewalten,
Ich nehm' ihn auf! Und muß ich, will es Gott,
Ein Märtyrer der deutschen Sache werden,
Deutschland sei frei im Himmel und auf Erden!"

Was uns heute als hohler Bombast erscheint, wie schlug das damals nicht in die Gemüter ein! Manches poetische Irrlicht hat damals in den Herzen des Volkes die Flamme wahrer Begeisterung entzündet. Holbein, der Vorgänger Laubes als Director des Burgtheaters, hatte über diese Verse seine eigene Meinung. Er saß bei der Festvorstellung in Prechtlers Loge und sagte ein um das andere Mal: „Sie sind halt unser Schiller."

Schon unter Laube, der 1849 die Direction des Burgtheaters übernahm, hatte Prechtler eine schwierigere Stellung; er erhielt all' seine Stücke zur Überarbeitung zurückgestellt. Aber der Mann verfügte über eine Geduld, eine Zähigkeit, die ihn alles überwinden ließ; er überarbeitete unverdrossen manches seiner Werke zwei- und dreimal, und war der herben aber befruchtenden Kritik Laubes am Ende noch zu Dank verpflichtet. Laube führte während seiner Directionszeit sieben

Digitized by Google

Stücke Prechtlers auf, die sämmtlich nach seinen Vorschlägen geändert worden waren — die Nachfolger Laubes aber, denen das Talent fehlte, einen Autor mitarbeitend zu beraten, ließen Prechtler gänzlich fallen. Es liegt eine seltsame Ironie in dem Umstande, daß Prechtler in Laube stets seinen Widersacher gesehen hat, und daß dann sein Name mit dem Laubes zugleich aus dem Burgtheater schwinden mußte.

Unter den wenigen Stücken Prechtlers, welche die Runde machten über die deutschen Bühnen, muß vor allen genannt werden: „Die Rose von Sorrent." Dieses dramatische Gedicht war dem Dichter das liebste unter seinen zahllosen Musenkindern und es ist vermöge seines Stoffes auch für den Literarhistoriker von Interesse, denn Prechtler schöpfte dieses Stück aus derselben Quelle, aus welcher Sardou eines seiner kühnsten Schauspiele, „Fernande" geschöpft hat. Bekanntlich ist dies die Diderotsche Erzählung von dem „Merkwürdigen Beispiele einer weiblichen Rache," welche Friedrich Schiller ins Deutsche übertrug. Es gibt kein charakteristischeres Beispiel für Prechtlers Stellung gegenüber dem modernen Theater und seiner Literatur, als eine Parallele zwischen der „Rose von Sorrent" und „Fernande" es uns darbietet. Otto Prechtler, der Lyriker, der Epigone der Romantiker, befreit den Stoff von allen irdischen Schlacken und rückt ihn in eine höhere poetische Sphäre.

Digitized by Google

Seine Heldin ist ein Ideal von Schönheit und Tugend, ein keusches unberührtes Wunderkind, das ein böses Schicksal zu einer Seiltänzer-Truppe geraten ließ, als deren Stern sie in ganz Italien unter dem Namen „Die Rose von Sorrent" bekannt, ja berühmt wurde. Sardou dagegen stößt seine Heldin in eine Pfütze des modernen Pariser Lebens und läßt sie, bei aller seelischen Reinheit, davon nicht ganz unberührt bleiben, er raubt ihr die Blume ihrer Unschuld. Alle Foltern und Schrecken der modernen französischen Dramentechnik werden in Bewegung gesetzt, alle nur ersinnbaren Contraste müssen sich gegenüber gestellt werden und aneinanderprallen, um als Gesammtergebnis jene tiefe und peinliche, aber schließlich dennoch erhebende Wirkung hervorzubringen, die wir kennen. — Beide Autoren haben jene ganz einzige Szene fast wörtlich aus Diderot entlehnt, in welcher die Gräfin Clotilde ihrem Geliebten scheinbar den Abschied gibt, um ihn, der ihr längst die Treue gebrochen, zum Geständnis seiner Schuld zu verleiten. Ebenso behielten beide Autoren die Lösung bei: Clotilde gibt ihrem Geliebten jenes gefallene Mädchen, das er für einen reinen Engel hält, zum Weibe und gesteht ihm nach der Trauung, *wen* er zur Frau hat.

Wie vollständig Prechtlers romantische „Rose von Sorrent" bereits vergessen war, als Sardous „Fernande" auftauchte, beweist am Besten der Umstand,

Digitized by Google

daß die Kritik nirgends von der in allem Wesentlichen fast wörtlichen Übereinstimmung der beiden Dichtungen sprach. Prechtler selbst war ganz entsetzt, als ihm „Fernande“ zu Gesicht kam, und nicht ohne Selbstgefühl wies er mich einst darauf hin: „Lesen Sie beide Stücke,“ sagte er, „und Sie werden den Unterschied sehen zwischen einem deutschen Werke dramatischer Dichtung und dem „Kunststück“ eines französischen dramatischen Jongleurs.“ Ich war damals noch recht jung und dieser Satz imponirte mir gewaltig. Aber welch' bittere Selbsttäuschung lag nicht darin! Ich las beide Werke, doch ich fand nur den Unterschied zwischen Otto Prechtler und Sardou, nicht aber den, den ich finden sollte, den ich zu finden hoffte. Die Wage senkte sich von Szene zu Szene für Sardou und der Schluß entschied endgiltig für den Franzosen. Wir wissen, der von Clotilde (nicht von seinem jungen Weibe, das der Meinung lebt, er kenne ihre Vergangenheit) getäuschte Mann verzeiht schließlich seiner Frau, und hält sie fest an seinem Herzen, das ihr nun einmal gehört. Das ist bei Sardou ein harter Kampf und die Menschlichkeit erringt einen großen Sieg, einen so großen, das ein gewisser Idealismus dazu gehört, daran zu glauben. Was hat der Mann bei Prechtler seiner Frau zu verzeihen? Daß sie Seiltänzerin wurde? Er darf sich glücklich preisen, dieses Wunderkind, das zum Schluß auch noch seine adeligen

Digitized by Google

Eltern findet, zu beſitzen. Der Kampf, den Diderot und Sardou ſo nachdrücklich auf dem weiten Gebiete des Menſchlichen ausfechten, den ficht Prechtler mit zierlichen Verſen in einer Traumwelt aus, und er grenzt ſeinen engen Plan nur durch kleinliche Vorurteile ein, die zu beſiegen ſind. Sein Werk ſteht alſo nicht nur ethiſch tiefer, es weist auch einen empfindlichen Mangel von tieferer Einſicht in das Weſen alles echt dramatiſchen Schaffens auf. Und ſo edel in der Form, ſo ſchwungvoll und reich an feinen pſychologiſchen Zügen die Dichtung Prechtlers auch iſt, es muß doch geſagt werden, daß auch hier, wie faſt immer und überall bei ähnlichen Vergleichen, der „realiſtiſche" moderne Autor an wahrer Idealität dem „poetiſcheren" älteren Dichter weit überlegen iſt.

Prechtlers Abneigung gegen die moderne franzöſiſche Bühnen-Literatur war tief, und bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit eiferte er dagegen. Im Sommer 1880 ſchrieb er mir aus Innsbruck über dieſen Gegenſtand: „Sie erinnern ſich vielleicht noch, wie ich Ihnen wiederholt bekannte, daß die franzöſiſche moderne dramatiſche Muſe mich nie anmutete und anmuten wird, wenn auch das virtuoſe, ja geiſtreiche Geſchreibe alle Anerkennung verdient. Zuletzt ſpielt doch in jedem Stücke Ehebruch, Falliment, Selbſtmord, blaſirte Sittenloſigkeit, mit übertriebenem Edelmut ver-

Digitized by Google

ziert, die Hauptrolle; ich kann dieſer Richtung keinen Geſchmack abgewinnen und ſage das ehrlich und entſchieden." Welch' glückſelige Naivetät, die dem modernen Autor Ehebruch, Falliment und Selbſtmord aus der Reihe ſeiner dichteriſchen Motive ſtreichen zu können meint! Erſt wenn man dieſer ehrlich und entſchieden ausgeſprochenen Überzeugung gegenüberſteht, begreift man, wie unſere Zeit mit eherner Notwendigkeit über dieſes Mannes Leben und deſſen dramatiſche Beſtrebungen hinwegſchreiten mußte.

Prechtlers formaler Idealismus ging ſo weit, daß er ganz moderne Stücke in Verſen zu ſchreiben ſuchte. Doch als Laube ihm ein ſolches („Cäcilie") blos der Verſe wegen ablehnte, da tat er dem Tyrannen ſcheinbar den Gefallen — er löſte die Verſe einfach auf. Das war nun zwar eine tollgewordene Proſa, aber ſie genirte den ſprachlich nicht ſonderlich feinfühligen Laube nicht weiter, und er gab das Stück. Es hatte Erfolg, aber es war viel zu zart und edel geartet, um ſich dauernd behaupten zu können. Dieſe „Cäcilie" iſt ein keuſches, ideales Frauenbild, eine von ihrem hohen Beruf tief durchdrungene Prieſterin der Kunſt, auf deren Haupt ſich alle Strahlen der Poeſie, an der die Dichtung überreich iſt, vereinigen. Ein edler Mann tritt ihr entgegen, ſie liebt; aber ſie ſoll der Kunſt entſagen, um ihm zu folgen. Amor und

Digitized by Google

die Muſe kämpfen lange, aber Amor, der Gewaltige, ſiegt. Der verſchmähte Genius der Kunſt ſtraft ſeine treuloſe Prieſterin, tiefes Heimweh nach ihren Idealen ergreift ſie — ſie kehrt zur Bühne zurück. Ihr Mann ſagt ſich los von ihr, und als ein unglückliches Weib wirkt ſie an der früheren Stätte, bis der Gatte ihr auch das einzige Kind, das ſie beſitzt, entreißen will. Da ſiegt das Menſchliche in Beiden, Ideal und Leben reichen ſich die Hände, die Gatten vereinigen ſich. . . Dieſes ganze Stück ſchwimmt, wie geſagt, in einem Meer von Wohllaut, und die Theaterverhältniſſe und geſellſchaftlichen Vorgänge ſind mit einer Poeſie behandelt, die ſofort erraten läßt, daß auch dieſes moderne Stück Prechtlers jenes ideale Wolkenkuckucksheim zum Schauplatz hat, in dem alle Werke dieſes edlen Dichters ſpielen, der es ſich nun einmal zum Grundſatz gemacht hatte, die Menſchen nicht ſo zu zeichnen, wie ſie ſind oder ſein könnten, ſondern ſo wie ſie ſein ſollten.

Prechtler galt in den Wiener Literatenkreiſen nie als ein Pfadfinder, aber er war als der glücklichſte Stoffinder bekannt, und man wußte, daß er Teil hatte an manchem Werke, ſo namentlich an Laubes „Cato von Eiſen“, und mehr noch an der „Deborah“ Moſenthals. Dieſem Letzteren erzählte Prechtler eines Tages auf einem einſamen Spaziergange ſeinen jüngſten

Digitized by Google

Plan, einen nach des Erzählers Ansicht herrlichen, poetischen Stoff, der in seinem Entwurfe bereits den Segen Grillparzers erhalten hatte. Eine schöne aber unglückliche Zigeunerin war der Mittelpunkt des Stückes, und die Leiden ihres ganzen Volkes sollten darin in rührender Weise geschildert werden, nicht tendenziös, aber doch nicht ohne einen Apell an die Menschlichkeit zu Gunsten der Zigeuner. Dieser Stoff elektrisirte Mosenthal, ja er berauschte ihn, und er glaubte fortan, seine Zukunft sei vom Besitz dieses Stoffes abhängig. Prechtler überließ ihm denselben, und so entstand eines der wirkungsvollsten Tendenz-Stücke. Anstatt die Leiden der Zigeuner dramatisch zu schildern, griff Mosenthal mit Nachdruck in die Leidensgeschichte seines eigenen Volkes. Grillparzer und Prechtler waren freilich enttäuscht von dieser Behandlung des Stoffes, denn ihre Muse hielt sich stets mit einer gewissen Scheu fern von allen Tagesfragen.

Wenn man die Namen Prechtler und Grillparzer nebeneinander nennt, muß man vor allem auf die rührende Bescheidenheit Otto Prechtlers, auf die tiefe Demut hinweisen, mit der er Grillparzer gegenüberstand. Und die letztere war keine Pose, sie saß dem Manne tief im Herzen. Unter den zahlreichen Gedichten, die sich in Prechtlers Nachlaß „An Grillparzer" vorfinden, ist das folgende das bezeichnendste:

Digitized by Google

An Grillparzer.

„Mild angeglüht vom Sonnen-Widerſcheine,
Zieht froh der Mond durch nächtlich-blaue Ferne;
Er träumt, zu herrſchen über alle Sterne,
Wohl trunken von des Gottes Strahlenweine.

So milde angeglüht vom Strahle Deines Lichtes,
Wähn' ich, erleuchtet, ſelber auch zu glänzen;
Was ich gealnt, Dein Wort will's mild ergänzen,
Du blühſt — ich brech' die Frucht mir des Gedichtes.

Doch wie der Mond, wehmüthig (kommt die Frühe),
Ablegt den Lichtkranz, einem Höhern eigen,
Tieffühlend, daß er in der Sterne Reigen
Nicht durch ſich ſelbſt — nur durch die Sonne glühe:

So kann ich mich an Deinem Geiſte letzen:
Fühl' ich beſchämt mich und zugleich erhoben!
All' was ich ſchuf, auf einmal iſt's zerſtoben —
Ein Bettler ſchwelg' ich froh in Deinen Schätzen."

Darin liegt mehr als Beſcheidenheit und Selbſtverleugnung, es iſt eine vollſtändige Selbſtpreisgebung gegenüber dem höheren Geiſte.

Ein anderes Gedicht an Grillparzer fängt an:

„Du warſt mir von allen Menſchen,
Denen ich im Leben genaht,
Der edelſte, reinſte, unwandelbarſte;
Von allen Dichtern, die leben,
Der größte, der tiefſte, der wahrſte;
Dein bleibend Wohlwollen mir
Das höchſte Gut!"

Nach dieſem Zeugniſſe von Prechtler ſelbſt wird man es verſtehen, wenn ich ſage, daß dieſer Dichter ſein inneres und ſein äußeres Leben halb bewußt, halb unbewußt nach ſeinem großen Vorbilde modelte. Freilich

Digitized by Google

erging es ihm dabei wie allen Nachahmern einer bestimmten Einzelart: er eignete sich blos die Mängel des Vorbildes an, denn dessen Vorzüge waren unnachahmlich. Die Abkehr von der Welt, wie sie Grillparzer zwei Menschenleben hindurch übte, und die hinreichte, einen Dichter seines Ranges in Vergessenheit geraten zu lassen, auch sie suchte Prechtler nachzuahmen, als er älter wurde. Und auch den Dichterstolz Grillparzers wahrte er sich. Oder liegt nicht der ganze Stolz eines Sängers von Gottes Gnaden in den folgenden Worten des sonst so bescheidenen Prechtler:

„Gabst du dein Bestes, laß es dich nicht kümmern,
Wenn dir die Gegenwart den Dank versagt;
Des Ruhmes Frucht erspriesst nicht schnell im Raume,
Im Stillen reift sie an der Zeiten Baume."

Man müßte diesen Trostspruch als prächtig bezeichnen, als eine Offenbarung, wenn Prechtler ihn nicht an sich selbst, sondern an Grillparzer gerichtet hätte, denn an diesem erfüllte sich das stolze Wort glänzend. Die Gegenwart gehört ja fast immer der Mittelmäßigkeit; dem Großen aber gehört die Zukunft. Auch den zweifelhaften Liberalismus seines großen Vorbildes ahmte Prechtler nach. Sein revolutionärer Sinn, den die Polizei in seinem „Heinrich IV." gewittert hatte, reichte nie weiter als sein ästhetischer. Das war die Grenze, die auch Grillparzer in jenen Tagen des allgemeinen Völkerfrühlings von der gäh-

Digitized by Google

renden Mitwelt trennte. So lange die Revolution sich geistig austobte, so lange sie schön war, gingen diese Poeten mit; als es aber anfing ungemütlich zu werden, als es gar nach Pulver roch, da flüchtete der große Dichter nach Baden bei Wien, schrieb dort sein berühmtes Gedicht an Radetzky und schmiedete im Stillen giftige Epigramme gegen Metternich und andere Machthaber; der kleinere Poet aber trat in die Reihe der Ausgleichsapostel und ließ sich in jene Abordnung wählen, die nach Innsbruck eilte, um den von seiner Umgebung entführten Kaiser Ferdinand zu bitten, nach Wien zurückzukehren.

Die Geschichte dieser vorwiegend literarischen Abordnung ist meines Wissens noch nicht geschrieben worden und doch ist sie wert, erzählt zu werden. Auch Friedrich Hebbel und Saphir gehörten dieser Abordnung an, und Hebbel warf sich zum Sprecher derselben auf. Wer Hebbels gewaltige, aber ganz abstracte Suada kannte und an den verschüchterten, gütigen Kaiser Ferdinand dachte, der durfte von dem Eindrucke, den dieser Sprecher erzielen würde, nichts gutes erwarten. Die Mitglieder der Abordnung lehnten sich jedoch vergeblich auf gegen Hebbels Forderung, er ließ sich nicht davon abbringen; er, der bedeutendste Dichter und Redner unter ihnen, nur er durfte sprechen. Man war schon einige Tage in Innsbruck und wurde zur

Digitized by Google

Audienz noch immer nicht zugelassen. Es mußten erst Erkundigungen eingezogen werden über die Gesinnungen und Absichten dieser Literatenbande aus Wien, bei welcher sich auch der furchtbare Dichter von „Heinrich IV." befand — einer Dichtung, die dem verhaßten Reichstag in Wien als Festvorstellung dargeboten wurde.

Endlich kam aber doch der Tag des Empfanges für die Abgesandten aus Wien. Der Kaiser stand in der Mitte des Saales, mit dem Rücken an einen Tisch gelehnt und seine ganze einflußreiche Umgebung war zugegen.

Der Kaiser hatte noch nicht Zeit gefunden, das Wort an die Eingetretenen zu richten, als Friedrich Hebbel auch schon vortrat und mit einem gewaltigen Gestus und donnernder Stimme begann: „Eure Majestät!" Und nun fing er im hochtrabendsten Stile und in der aufgeregtesten Weise zu reden an und kam dabei unbewußt dem Kaiser immer näher. Die Umgebung desselben wurde unruhig und die Deputation geriet in die peinlichste Verlegenheit: aber was war zu tun? Man konnte Hebbel doch nicht an den Frackschößen fassen und halten! Der Kaiser, der den hochtrabenden Worten Hebbels nicht gefolgt zu sein schien, mochte den aufgeregten Mann, der ihm immer näher rückte, wohl für einen verkappten Revolutionär gehalten haben, denn als Hebbel seine Stimme plötzlich mehr als bisher er-

Digitized by Google

hob, verließ er plötzlich mit einem Satz seinen Standpunkt und stellte sich hinter den Tisch; dort stand er bleich und sah starr auf den Sprecher, der sich durchaus nicht stören ließ. Da reichte die Erzherzogin Sophie dem Kaiser den Arm und verließ mit ihm den Saal. Das machte allem ein Ende und die Abordnung aus Wien zog mit langen Gesichtern von dannen.

Hebbel mußte sich auf dem Heimwege nach Wien viel bittere Worte sagen lassen, und er ertrug jeden Vorwurf geduldig, denn er war zerknirscht von der Wirkung, die sein Rednertalent, auf das er sich so viel zu gute tat, in Innsbruck ausgeübt hatte. Daß die Deputation dennoch mit einem guten Bescheide Innsbruck verlassen konnte, verdankte sie der überlegenen Klugheit der Erzherzogin Sophie, die den unglücklichen Abgesandten zum Abschied noch tröstliche Worte sagen ließ und das Benehmen des Kaisers auf ein Unwohlsein zurückführte.

Otto Prechtler zehrte an diesen und ähnlichen Erinnerungen aus seinem Leben noch nach dreißig Jahren, und ich bekam dieselben sehr häufig zu hören.

Grillparzer schmiedete in seiner Vereinsamung unabläßig tötliche Epigramme und Prechtler, der zum Epigramm kein Talent hatte, schrieb in seinem Linzer Exil ein Zorngedicht um das andere und ließ einige davon in den Linzer Localblättern drucken. Eines

Digitized by Google

derſelben iſt nicht ohne Kraft und Schwung. Es heißt: „Das goldene Kalb auf den Bühnen" und wendete ſich (in den Siebziger Jahren) gegen das aus Frankreich eingeſchleppte Operetten- und Lorettenweſen. Sarkaſtiſch läßt er den Director ſagen:

„Hinaus mit dem claſſiſchen Plunder all'
Von erhabenen Worten und Tönen!
Die Welt nach dem neueſten Sündenfall
Hat and're Begriff vom Schönen!"

Das ziemlich langatmige Gedicht ſchließt mit den prächtigen Strophen:

„Nun klagt Ihr und höhnt Ihr und ſchreit in die Welt:
Das Volk hat nicht Sinn mehr für's Hohe;
Nur das Leichte, das Seichte, Frivole gefällt,
Ja, mehr, das Gemeine — das Rohe!
So krönt denn die Götzen, die Ihr geſchnitzt,
Mit des Tages papierenen Kronen!
So lange daran ſich das Volk erhitzt,
Rentiren ſich eure Schablonen!
Doch kommen wird und muß einſt der Tag,
Wo ein Löwe rührt ſeine Tatze,
Und dem Gelichter von eurem Schlag
Vernichtend fährt über die Glatze!"

Doch nicht blos ſolche Streitgeſänge ſchrieb Prechtler in ſeiner letzten Zeit. Er war zeitlebens eine lyriſche Natur und würde nach dieſer Richtung vielleicht Dauernderes geſchaffen haben, wenn er ſeine beſten Kräfte nicht an das Drama vergeudet hätte. Manch' edle lyriſche Blüte reifte ihm noch im Herbſt ſeines Lebens, und zu den rührendſten ſeiner letzten Gedichte zähle

Digitized by Google

ich das folgende aus dem Jahre 1877. Prechtler war 64 Jahre alt, als er dasselbe schrieb:

Keine Zukunft mehr!

Noch immer frischer Jugenddrang
In sturmbewegter Brust!
Noch schweift der Blick die Welt entlang
In wilder Falkenlust!

Noch immer pocht die Phantasie
Kühn an der Zukunft Thor,
Und zaubert ruhlos, spät und früh,
Mir gold'ne Bilder vor.

All' was das Leben gern verheißt
Dem gläubigen Gemüth,
Vor sich erahnt es noch der Geist.
Die blaue Ferne blüht!

Und doch wird oft das Herz mir still
Und rückwärts kehrt der Blick;
Es sieht — wie's auch sich sträuben will —
Erfüllt schon sein Geschick!

Zu keimen scheint, was schon verblüht,
Doch geht die Fahrt bergab!
All' was dir blieb ist dein Gemüth —
Bewahr' es, bis ans Grab!

Mit diesem Gedicht kann ich das Charakterbild Prechtlers beschließen. Aber es wird auch in dem noch Folgenden überall hindurchleuchten.

Ich habe bereits erzählt, daß Prechtler der Amtsnachfolger Grillparzers wurde. Als er den Schreibtisch des Dichters übernahm, sagte dieser zu ihm: „Sie werden vielleicht manche Kritzelei von mir da und dort vorfinden. Es taugt alles nichts!" Und Prechtler fand

Digitized by Google

sehr vieles. Meistens waren es Epigramme. Auf Schreibunterlagen, auf unscheinbaren Papierschnitzeln, selbst auf Acten fanden sich manchmal recht bösartige Verse vor. Der erste Ausspruch, der uns hier interessirt, bezieht sich auf des Dichters Verhältnis zu seiner Amtsstellung. Aus einer Schreibunterlage von steifem gelben Papier schnitt Prechtler folgende Zeilen, die mit „März 55" überschrieben sind:

„Hier sitz ich unter Fascikeln dicht,
Ihr glaubt, verdrossen und einsam
Und doch vielleicht — das glaubt ihr nicht:
Mit den ewigen Göttern gemeinsam."

Auf einem Actenstück, dessen Inhalt Prechtler sich leider nicht gemerkt hat, standen unter dem Schlagwort: „Moderne Humanität" die Verse:

„Sonst war das Gericht, gerecht und klar,
Des Frevels weltlicher Rächer;
Doch heutzutage verlangt es gar
Noch Achtung vor dem Verbrecher."

Man wird aus diesen vier Zeilen unschwer Grillparzers Meinung über unser modernes Gerichtsverfahren herauslesen können. Er kam eben aus einem anderen Jahrhundert zu uns herüber und dies prägt sich in vielen seiner Anschauungen aus.

Unter den zahlreichen, aufgefundenen Epigrammen, von denen einige Prechtler, die anderen ich schon veröffentlichte, interessiren heute wohl auch die über

Digitized by Google

Richard Wagner. Grillparzer war ein überaus feinfühliger Musiker. Er betete Mozart an, er verkehrte mit Beethoven und ließ sich herbei, einen Operntext („Melusine") für diesen zu schreiben, der indeß nie vertont wurde; auch für Schubert empfand er die wärmste Liebe und die Grabschrift Schuberts ist ein Werk Grillparzers. Zu Wagner aber wußte er sich in kein Verhältnis zu setzen. Ein mit „R. W." überschriebenes Epigramm, das Prechtler fand, lautete:

„Was denken Sie, fragt mich der Meister
Von meiner Zukunftsmusik?
Nun — kämen wie Mozart noch Geister
Das wäre der Zukunft Musik."

Zwei andere Vierzeiler behandeln denselben Gegenstand in überraschender Weise. Der erste ist überschrieben: „R. W. = Tendenz" und lautet:

„Den wortgewordenen Geistesblick
Zu sätt'gen mit gleichem Tone —
Das ist die Zukunft der wahren Musik,
Ist aller Künste Krone."

Damit sind die Grundsätze Wagners in knapper Form ausgedrückt. Der Dichter fügt daran eine

„Antwort:

„Könnt einer den „Lear" vertonen
Aus Shakespeares Worten heraus:
Ein Strahl zugleich von zwei Sonnen,
Den hielte kein Sterblicher aus."

Digitized by Google

Dieſe Antwort iſt wohl etwas dunkel, aber ſie iſt nicht unverſtändlich. Grillparzer will offenbar ſagen, daß Muſik und Dichtkunſt im Grunde zwei ſo verſchiedene Kunſtgattungen ſind, daß ſich aus zwei Hälften, von denen die eine Wort, die andere Ton iſt, nichts Ganzes geſtalten laſſe; entweder du biſt ein ganzer Dichter oder ein ganzer Muſiker, beides kannſt du nicht ganz ſein; biſt du aber beides halb, ſo biſt du eben kein Ganzes. Shakeſpeare iſt für Grillparzer das Ganze; über den „Lear" hinaus gibt es für ihn kein menſchliches Maß, der Dichter erreicht damit die Grenzen unſerer Empfänglichkeit, und ein gleich großer Muſiker, der auf den „Lear" auch noch eine Tonſchöpfung von ſolch furchtbarer Gewalt, wie ſie der Dichtung innewohnt, aufbauen könnte, würde uns unfähig finden, dieſe ungeheuerliche Doppelwirkung noch als eine künſtleriſche zu empfinden.

Auch auf Heinrich Laube, dem der Dichter viel Dank ſchuldete für die Neubelebung ſeiner ſämmtlichen Stücke, fand man in Grillparzers Nachlaß ein Epigramm, das allgemein bekannt geworden iſt. Es lautet:

„Laube — mein Paladin.

„Schon todt, wieder lebendig geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonſt haſt du gar nichts davon."

Digitized by Google

Prechtler aber fand in Grillparzers Amtsschreibtisch noch zwei andere Epigramme auf Laube. Aus diesen ersieht man, was man ja bei einiger Kenntnis Grillparzers empfinden muß, daß die keusche Dichterseele zu dem praktisch-derben Marschall-Vorwärts des deutschen Theaters kein rechtes Verhältnis finden konnte. „Trost an L." ist das eine betitelt:

„Das Handwerk hast du verstanden —
Ob aber die Poesie?
Das gilt in den deutschen Landen
Heut mehr wohl noch als die."

Und das zweite lautet:

„H. L."

„Er ist kein böser Mensch, wie ich glaube,
Obwohl ihn die Welt so verschreit.
's ist eben der grimme — Hagen,
Anmaßend wohl, doch gescheit."

Unter den vielen Sprüchen und Gedankensplittern, die Prechtler fand und mir mitteilte, will ich hier vorläufig nur noch ein Wort anführen. Wie es sich später herausstellte, schrieb Grillparzer diesen Ausspruch in ein Exemplar seines dramatischen Märchens „Der Traum ein Leben" als Widmung für Laroche, der bekanntlich unter Goethe als junger Schauspieler in Weimar wirkte. Er heißt:

„In Weimar war die Kunst ein Leben;
In Wien ist sie ein Traum!"

Digitized by Google

Als Heinrich Laube durch mich vom Dasein dieses Ausspruches Kenntnis erhielt, sagte er kurz und bündig: „Das Gegenteil ist wahr!“ Und so ist es wohl auch. Das Wort ist nicht für Wien, es ist blos für Grillparzer kennzeichnend.

Prechtler lebte und webte in seinen letzten Lebensjahren nur in Grillparzers Angedenken. Bei allem, was er tat, hatte er ein Wort, eine glückliche Redewendung seines großen Vorbildes bereit. Wenn ihm z. B. ein unbekannter Jüngling Verse zur Beurteilung vorlegte und er fand auch nur die leiseste Spur eines Talentchens in denselben, so erinnerte er sich, daß Grillparzer in ähnlichen Lagen niemals „nein“ gesagt hatte, sondern: „auch, auch,“ und er ließ sie gelten. Wenn jemand ihm zumutete — was oft geschah — dem Geschmacke der modernen Bühne doch Zugeständnisse zu machen, noch einmal einen Wurf zu tun mit einem sozialen Schauspiel, da sagte er meist entsagungsvoll: „Meine Zeit ist vorüber.“ War er aber durch irgend etwas erregt oder gereizt worden, dann wiederholte er oft ein bedeutendes Wort Grillparzers, das dieser einmal ihm gegenüber gesprochen, als er in ihn gedrungen, die drei Stücke herauszugeben, die er seit Jahrzehnten fertig in seinem Pulte liegen hatte. (Es waren dies: „Libussa“, die „Jüdin von Toledo“ und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“.) Dieses Wort

Digitized by Google

Grillparzers lautete: „Ich brauche die Welt und ihren Beifall nicht. Wehe dem charaktervollen Dichter, der sie braucht und um ihre Gunst werben muß. Er gibt das lautere Gold seiner Grundsätze hin, er läßt sein „Talent" wechseln und tauscht dafür unmerklich die flachen Münzen des Tages, die Ansichten der Menge ein." Diesen Satz in seiner ganzen Schroffheit hat Grillparzer auch in seinem Leben durchgeführt; aber es ist ihm nicht wohlbekommen, weder als Dichter, noch als Menschen, und es war ein gefährlicher Irrtum von dem kleineren Dichter, das dem großen nachtun zu wollen.

Eines wunderte mich an Prechtler oft, und ich sagte es ihm eines Tages: warum er, der Dramatiker, der zeitlebens bei allem, was er schrieb, an das Theater gedacht, warum er dem Theaterbesuche so abhold war; denn daß wir damals in einer kleinen Stadt lebten und keine Musterbühne besaßen, das allein konnte doch nicht maßgebend sein. „Ich habe einst an Grillparzer, der in den letzten vierzig Jahren seines Lebens kein Theater betrat, dieselbe Frage gerichtet" — sagte Prechtler — „und zur Antwort erhalten: daß der gewohnheitsmäßige Theaterbesuch für den schaffenden tragischen Dichter eher von Nachteil als von Gewinn sei. „Der Tempel," sagte Grillparzer, „in dem der Dichter nur im Feierkleide, nur als Priester erscheinen

Digitized by Google

ſoll, müßte ihm mit der Zeit, wenn er alles ſähe, was darin vorgehe, zur Schenke werden. Mir würde die dem ſchaffenden Dichter ſo notwendige poetiſche Befangenheit, die gläubige Hingebung an meine Ideale erſchüttert und geraubt durch den ſteten Einblick in das Räderwerk der Bühne und durch ein allzugroßes Vertrautwerden mit den techniſchen Kniffen und Mittelchen derſelben. Ein einziger Blick, den ich einmal hinter die Couliſſen getan, hat genügt, meine Illuſion zu zerſtören und mir phyſiſches Unbehagen zu bereiten."

Ein anderes Mal, als Prechtler ihn bewegen wollte, ſeine „Sappho" anzuſehen, die von Laube mit der Wolter wieder mit großem Erfolge ins Repertoire aufgenommen worden war, da ſagte der Dichter, der nur der Erſtaufführung ſeiner „Ahnfrau" beigewohnt und dann nie wieder ein eigenes Stück auf dem Theater geſehen hatte: „Ich bin ein Theaterdichter und ſchreibe nur für die lebendige Bühne, aber ich mag die Geſtalten dort in der grellen Beleuchtung nicht ſehen, die ich hier in meinen vier Wänden in Dämmerſtunden geſchaut."

Grillparzer legte großen Nachdruck auf den Unterſchied zwiſchen ſehen und ſchauen, und man findet in ſeinen Schriften, daß er das erſtere immer nur als ein phyſiſches „Sehen", das letztere hingegen ſtets als etwas Geiſtiges angewendet hat. Wenn er ſchaute, ſpielte das

Digitized by Google

Auge bei ihm keine Rolle, und er fand es schön und sprachlich tiefsinnig, das Theater Schauspiel zu nennen.

Gegen die hier wiedergegebenen, ganz und gar persönlichen, aber eben deshalb charakteristischen Anschauungen über das Verhältnis des tragischen Dichters zum praktischen Theater ließ Grillparzer keine Einwendungen gelten. Er protestirte namentlich gegen die Ansicht, als ob das „Theater" seine Dichter erziehe; das Gegenteil sei wahr. Die Dichter seien immer geboren worden, nur die Handwerker hätten sich erst im Theater entwickelt. Dabei berief er sich gern auf Shakespeare, dessen monumentale Größe sicherlich nichts zu tun habe mit dem in den ersten Wehen liegenden Theater seiner Zeit, und zuletzt kam er immer auf Schiller. Derselbe habe seine Jugendwerke, die er ohne Berührungspunkte mit der lebendigen Bühne geschaffen, gerade in jenen theatralischen und starken Wirkungen, die der gewöhnliche Bühnendichter erst im Theater sich aneignen zu können glaubt, später nie wieder übertroffen oder auch nur erreicht. „Das, was Schiller in der Schule des Theaters hätte lernen können, hat er früher besessen, als er diese Schule gesehen, und das, was er in ihr hätte vergessen können, ein Dichter zu werden, war er glücklicherweise schon geworden, als er sie betrat." In dieses köstliche Wort faßte der Dichter

Digitized by Google

mit epigrammatiſcher Schlagkraft alles zuſammen, was er an Beweisgründen für ſeine Anſchauungen aufzubringen wußte.

Im Einklange mit dieſen Anſichten ſtand auch die, daß Grillparzer ſeine amtliche Stellung nicht als eine Bürde, als ein Joch, das man ſeinem Genius auferlegt, empfunden, wie man immer anzunehmen geneigt ſein wird. Es gab allerdings Stunden und Tage, wo er ſo empfand, aber er kam immer wieder zu der Einſicht, daß dieſe Stellung ihm ſeine geiſtige Unabhängigkeit ſichere, und er widerſtrebte lebhaft, als man es ihm nach den großen Erfolgen ſeiner Jugendwerke nahe legte, ſeine amtliche Stellung aufzugeben, um ſich ganz ſeinem dichteriſchen Schaffen zu widmen. „Meine Muſe", ſagte er damals, „iſt mir eine heimliche königliche Geliebte, und das ſoll ſie mir immerdar bleiben. Es wäre zu proſaiſch, wenn ſie mich beim Wort nähme und ich ſie heiraten müßte, denn ich fürchte — ſie iſt eine ſchlechte Köchin und wir würden beide Hunger leiden."

Erſt wenn man dieſe Anſchauungen des großen Dichters kennt, verſteht man ganz die Bedeutung der Verſe: „Hier ſitz ich unter Faszikeln" u. ſ. w., verſteht man ganz ſein Verhältnis zu Kathi Fröhlich, die zeitlebens ſeine heimliche königliche Geliebte blieb und nie ſeine Frau werden konnte.

Digitized by Google

Ein von den österreichischen Dichtern viel und mannigfach behandeltes Thema, ihr Verhältnis zu Norddeutschland, beschäftigte auch Grillparzer bekanntlich sehr oft, und man hörte ihn klagen: „Sie haben mich nie verstanden — und verstehen mich heute noch nicht!" In diesen Klagen aber steckte ein Stachel, der sich gegen ihn selbst kehrte, und er wußte dies sehr wohl, denn er empfand es klar, was ihm fehlte. Dafür wußte Prechtler einige merkwürdige Belege, Worte des Dichters, die sowohl seine österreichischen als seine norddeutschen Verehrer im höchsten Grade überraschen werden, und auf die ich später zurückkomme.

Auch Prechtler glaubte sich über die Zurücksetzung, die er von den Norddeutschen, aber von den Norddeutschen in Wien erfuhr, beklagen zu müssen, und Laube, der norddeutsche Burgtheaterdirector, hatte manches Sträußchen mit demselben zu bestehen. In dem Nachlaß Prechtlers fand ich einige hierauf bezügliche Xenien „An Laube", die sehr bezeichnend sind für diese Zwischenfälle, obwohl sie aus einem ganz besonderen Anlaß entstanden sind.

Als Prechtler Troßmeister der „Grünen Insel" war, die er mehrere Jahre unter dem Namen „Odo der Grausambe" regierte, da wurde sein Geburtstag einmal festlich begangen, und zum Erstaunen der hohen Ritterschaft meldete sich bei dieser Gelegenheit ein noch

Digitized by Google

ganz grüner Knappe, der kaum seine Troßbubenzeit hinter sich hatte, zum Wort. Dieser Knappe saß, wie es sich gebührte, abseits; seine Nachbarn waren Fichtner, der Schauspieler, und Gründorf, der Schriftsteller, und er selbst, der Knappe, hieß Heinrich Laube und war Director des Burgtheaters. Er sprach; zum Lobe seines gefeierten Großmeisters durfte man billig erwarten, und es klang auch so. Er sprach warm von den Stücken Prechtlers, die ihm stets so sehr zu Herzen gingen, aus denen ihn etwas anwehe, wie die Luft seiner Heimat; ja, fuhr er mit ironischem Entzücken fort, das ist's, Prechtlers Stücke gemahnen ihn stets — „an die sandige Schönheit der Lausitz".

Diese Wendung entfesselte einen für den gefeierten Großmeister nicht sehr schmeichelhaften Sturm von Beifall und Gelächter, und der kluge Knappe beeilte sich nun, die Lacher zur Ordnung zu verweisen und die eigentümliche Schönheit der Lausitz, seiner geliebten Heimat, zu besingen. Das milderte sein keckes Wort, aber dasselbe hatte getroffen. Prechtler war nicht so schlagfertig, darauf zu antworten; in den Xenien seines Nachlasses aber trumpft er Laube mit anmutigem Witz ab. Eine Probe von diesen intimen, mir bekannt gewordenen Versen, die zugleich eine polemische Leistung sind, will ich den Lesern nicht vorenthalten:

Digitized by Google

„Daß ich nicht mehr erreicht, als die ſandige Schönheit der Lauſitz,
Laube beklagt es ſo ſchön! Doch wer iſt ſchuld als er ſelbſt?
Stücke, nicht Fiſch und nicht Fleiſch, die war er bereit mir zu geben,
Doch die poetiſchen, traun, ſchienen ihm „allzu vertieft".
Einige fraß der Auguſt, die andern verkamen in Kälte —
Laube giebt ſie nicht mehr, giebt mir — die Lauſitz dafür.
Nun, was ich ſchuf, war nicht ſchlecht; doch Beſſeres hätt' ich geſchaffen,
Hätte die Lauſitz ein Herz, welche den Laube gebar."

Man findet hier in ſcherzhafter Form ein ſehr ernſthaftes Bekenntnis und all' die Anklagen wieder, die noch keinem Dramatiker, der zufällig Theaterdirector war, erſpart geblieben ſind.

Eines Tages kam Prechtler aufgeregt zu Grillparzer und brachte ihm wieder einmal ein Stück, das Laube nicht aufführen wollte, trotzdem er es ſchon zweimal nach ſeinen Ratſchlägen überarbeitet hatte. Der Dichter las das Schauſpiel noch am ſelben Tage, doch als Prechtler abends wiederkam, da gab Grillparzer dem Mann aus der Lauſitz nicht Unrecht. In ſeiner Begründung, die ſehr eingehend war, ſagte er ſchließlich: „Man übertreibt es oft, aber etwas Wahres iſt daran: Wir ſind Deutſche, ja, aber wir ſind halt Oeſterreicher, und Sie, lieber Freund, ſein's nicht bös, ſind nur Oeſterreicher. Die Luft hier iſt zu weich, die Frauen ſind zu ſchön und die Straußſche Muſik geht uns zu ſehr ins Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt beinahe all unſeren ernſten Arbeiten, und wir vergeſſen vielleicht oft nur daran — weil gerade ein „Werkel" unterm Fenſter unſere Lieblingsmelodie orgelt."

Digitized by Google

Gibt es eine schlagendere Ergänzung des berühmten Wortes vom „Capua der Geister?"

Bei einem ähnlichen Anlaß, es handelte sich wieder um ein in lyrischer Weichheit ins Breite geflossenes Stück Prechtlers, riet ihm Grillparzer gesprächsweise ganz ernsthaft — für einige Jahre nach Berlin zu gehen. Nach Berlin, wo er selber nie verstanden wurde und nie hätte leben mögen. Als Prechtler darüber seiner Verwunderung Ausdruck gab, sprach der Dichter die im höchsten Grade bemerkenswerten Worte: „Glücklich der künstlerisch begabte junge Mann, der in Wien leben kann. Seine Phantasie wird hier im Volksleben und auf allen Wegen Befruchtung und Anregung erfahren — aber der reifende Mann gehört nach dem stetigeren Norden."

Wie wird man dieses Wort in Norddeutschland deuten?

Oesterreich hat nur einen großen Dichter gehabt, und selbst dieser fühlte, daß ihm zu seiner Vollkommenheit die Luft Norddeutschlands gefehlt habe?

Nun, ich habe noch ein anderes Wort unseres Dichters im Köcher, das die allein richtige Deutung geben wird. Grillparzer hatte Achtung vor Friedrich Hebbel als einem außerordentlichen Kopf, obwohl ihm derselbe als ein ausgeprägt norddeutscher Alleswisser (der Wiener nennt das drastisch: einen „Ganzg'scheiten")

Digitized by Google

als Mensch nicht sympatisch war, und Prechtler, der Hebbel in Wien in vielen Kreisen eingeführt hatte, brachte ihn auch zu Grillparzer. Dieser ließ sich seine Lebensgeschichte erzählen und las nun Hebbels Stücke, mit Interesse zwar, aber ohne sich dafür zu erwärmen. Als Prechtler den Dichter später um sein Urteil über die neue Erscheinung befragte, da sagte dieser: „Zum Dichter fehlt ihm eigentlich etwas. Aber was? Vielleicht hätt' er vor zehn Jahren schon zu uns kommen sollen."

Wenn man bedenkt, daß Hebbel, als er im Jahre 1845 nach Wien kam, zweiunddreißig Jahre zählte, so ergänzt dieses Wort Grillparzers so vollständig den früheren Ausspruch, daß es unschwer ist, seine Ansicht über Nord und Süd klar herauszuschälen. Auch über Hebbel fand Prechtler ein Epigramm Grillparzers in den Papieren auf seinem Amtstisch. Dasselbe hat längst Aufnahme in Grillparzers Schriften gefunden und es lautet:

„Herr Alfred Becher*) und Friedrich Hebbel,
Sie tappen beid' im ästhetischen Nebbel,
Gefällt euch das doppelte b aber nicht,
So denkt, es sei ein Nebel, der dicht."

*) Alfred Becher war Musikschriftsteller im vormärzlichen Wien und er wurde als „Revolutionär" erschossen. All' seine Freunde kannten ihn als Träumer, als Phantasten. So ernst wie Fürst Windischgrätz hat ihn niemand genommen.

Digitized by Google

Wie Grillparzer über Friedrich Hebbel dachte, erhellt übrigens weit beſſer aus einem ebenſo rührenden als heiteren Vorfall, den Prechtler mir erzählte. Ich will ihn hier einſchalten. Eines Tages lud Otto Prechtler ſeinen großen Freund Grillparzer zu einem Familienfeſte zu ſich. Grillparzer ſagte zu. „Aber, aber", fügte er bedächtig bei, „wiſſen möcht' ich halt doch, wer noch kommt." Prechtler nannte einige Perſonen, und Grillparzer nickte, als aber der Name Hebbels fiel, ſchüttelte der Dichter lächelnd das Haupt: „Nun, dann bitte ich Sie, mir mein Wort wieder zurückzugeben; dann komme ich lieber nicht." Prechtler fragte erſtaunt, ob er denn gegen Hebbel ſo ſehr eingenommen ſei, und Grillparzer ſagte freundlich entſchuldigend: „Nein, o nein, ich verehre ihn als einen ſcharfen Kopf, aber ſehen Sie — der Mann *weiß alles*. Er weiß ſogar, wie unſer Herrgott entſtanden iſt, ich aber weiß das nicht; und ſo kann ich nicht mit ihm ſprechen, denn über *dieſe* Frage müſſen die Menſchen einig ſein, die miteinander an einem Tiſche ſitzen und ſich in Geiſtesfragen verſtändigen wollen. Blos eſſen, lieber Freund, — Ihre Frau kocht zwar ſehr gut — aber eſſen kann ich zu Hauſe auch." Und er blieb zu Hauſe.

Doch ich habe zu der früher berührten Frage noch ein drittes Wort unſeres großen Dichters bereit, das

Digitized by Google

ich um keinen Preis hier anzuführen unterlassen möchte es ist zu charakteristisch. Grillparzer sprach nicht sehr gern über Religion und Politik, aber man weiß, daß er das Concordat aus tiefster Seele haßte und daß er, obwohl krank, ins Herrenhaus eilte und auch seine Stimme, als dasselbe zu Fall kommen sollte, in die Wagschale warf. Als einmal das Gespräch auf das Concordat und auf die Zustände im damaligen Oesterreich im allgemeinen kam, da sprach der Dichter mit Bitterkeit: „Der Katholizismus ist an allem schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischer Staat und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Concordat. Man hat uns eben gründlich „katholisch" gemacht."

Grillparzer hätte also die begabten Männer Oesterreichs nach dem protestantischen Norden, die begabten Jünglinge Norddeutschlands nach dem katholischen Süden geschickt; jene, um sie vor frühzeitiger Erschlaffung zu bewahren, diese, um ihre nüchterne Verstandsbildung mit farbenreicherem Lebensinhalt zu sättigen, und der Dichter scheint der tiefen Ueberzeugung gelebt zu haben, daß ein protestantisches Süddeutschland berufen gewesen wäre, die höchste Blüte deutscher Bildung und Kunst zu treiben.

Digitized by Google

In jedem der hier angeführten, scharf geprägten Aussprüche, steckt der ganze Grillparzer, und man begreift, wie tief dieselben in dem Gedächtnis seines begeisterten Jüngers haften mußten. Grillparzer war vielleicht das größte epigrammatische Talent unseres Jahrhunderts, aber so lange er lebte, hatte man von der Größe dieses Talentes keine rechte Vorstellung. Erst als man einen Blick in seinen reichen epigrammatischen Nachlaß getan hatte, begann man sie zu ahnen. Der einsame Dichter war gegen die Welt und ihre Schwächen stets bis an die Zähne gewappnet; so manchen seiner Zeitgenossen hätte er erbarmungslos dem Hohne der Mitwelt preisgeben mögen aber er ließ es doch lieber sein. Dazu fehlte es ihm ein wenig an persönlichem Mute. Und auch seine Erbin hütete die vergifteten Pfeile, die ihr in großer Zahl anheimgefallen — sie gab sie der Stadt Wien und belegte sie für fünfzig Jahre mit dem Druckverbot. Freilich konnten nicht alle Epigramme unter Schloß und Riegel gebracht werden. Der Dichter plauderte gesprächsweise manches seiner bösen Worte an seine Freunde aus, und da man ein Grillparzersches Epigramm, einmal gehört, nicht wieder vergißt, so machten gar viele in Wien die Runde. Man wird in der Gesammtausgabe Grillparzers ein Epigramm ohne einen Anhaltspunkt, an wen es gerichtet ist, finden, das also lautet:

Digitized by Google

„Mein lieber Freund, Du bist ein Böſewicht!
Doch gar ſo böſe bist Du nicht;
Drum ſag ich blos: Du bist ein Wicht."

Dieſe Verſe kannte in den fünfziger Jahren ganz Wien, und man wußte, daß ſie auf Friedrich Halm gemünzt waren, der dem Dichter eine Stelle in der Hofbibliothek weggeſchnappt hatte. Prechtler fand ein zweites Epigramm auf Halm, welches das erſte bei weitem übertrifft. Dasſelbe muß überhaupt als eines der glänzendſten Epigramme der Weltliteratur bezeichnet werden. Man halte ſich vor Augen, daß der Angegriffene als Dichter Halm und als Menſch Baron Münch geheißen und höre:

„Man reichte dir die Dichterpalme,
Doch haſt du nur die Dichtertünche;
Als Dichter zählſt du unter die Halme,
Als Menſch — biſt du einer der Münche."

Jede Zeile ein Dolchſtoß! Aber auch damit hatte ſich der Groll Grillparzers noch nicht Genüge getan. Die ſoeben veröffentlichten Ergänzungsbände zu Grillparzers Werken enthalten zwei Zeilen, die der Dichter am Todestage Halms (22. Mai 1871) niedergeſchrieben:

„Du biſt mir in allen Beförderungen zuvorgekommen —
Selbſt im Tod, den ich für mich in Anſpruch genommen."

Hier iſt bei aller Bitterkeit doch auch rückhaltslos einer der Gründe dieſes Haſſes eingeſtanden, der uns ſo unſchön anmutet.

Digitized by Google

Nebst den vielen vorhandenen Epigrammen dieser Art, welche die Nachwelt einst noch alle wird genießen können, schuf Grillparzer hundert andere, die er nicht niedergeschrieben, sondern nur gesprochen, und diese sind uns verloren. Ich habe aus dem Munde Prechtlers und der Frau desselben einst eine ganze Reihe seiner köstlichen epigrammatischen Aussprüche gehört, aber ich finde in meinen kargen Notizen nur wenige davon verzeichnet.

Ein literarisch-geselliger Verein, in dem Prechtler eine Rolle spielte — wenn ich nicht irre, war's wieder die „grüne Insel" — beging das Geburtsfest des großen Dichters in feierlicher Weise, und Grillparzer selbst hatte gegen alle Erwartung sein Erscheinen für diesen Abend zugesagt. Der Glanzpunkt desselben sollte die Aufstellung eines Bildnisses des Dichters im Vereinslocal sein, und das Bild war von einem der namhaftesten Maler Wiens, von Waldmüller, eigens zu diesem Zwecke gemalt worden. Man fand es allgemein von „sprechender" Ähnlichkeit, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Der Dichter betrachtete es aufmerksam, sagte aber kein Wort. Er lächelte nur. Als man ihn schließlich direct fragte, ob er es anerkenne, sprach er: Ja und nein. „Das ist der Herr Grillparzer, ja; der Dichter Franz Grillparzer ist es nicht." Später verdichtete sich dieser erste Eindruck des Dichters zu einem Epigramm, das wie folgt lautet:

Digitized by Google

„Ob ſchlecht das Bild, verfehlt von Haus,
Ob ähnlich doch zum Theile?
Mich däucht: ſo ſeh' ich wirklich aus,
Wenn ich mich langeweile."

Dem Bilde ſoll es tatſächlich an geiſtiger Auffaſſung gänzlich gemangelt haben, und der Maler ſelbſt geſtand dies in ſpäteren Jahren zu; gleichwohl hat er dem Dichter das harte Urteil nie vergeben, denn ſein böſes Wort machte die Runde in allen literariſchen und künſtleriſchen Kreiſen Wiens.

Unter ein anderes Porträt, das der Dichter anerkannte und einſt ſeinem jüngeren Freunde Prechtler gab, ſchrieb derſelbe die folgenden charakteriſtiſchen Zeilen: „Wer mich ein Genie nennt, den ſchlag' ich hinter die Ohren," ſagt Leſſing; und ich ſag' es auch. Genialität ohne Talent iſt der Teufel der neueren Kunſt."

Iſt es nicht erſtaunlich, wie jede Zeile dieſes Dichters die ganze Phyſiognomie des Mannes trägt? Wie haßte der beſcheidene und doch ſeiner Größe ſich bewußte Mann all das genialiſche Geflunker jener Tage, da Franz Liszt, das „Claviergenie," ein Halbgott war, und der frechwitzige Saphir und der zotenfrohe Caſtelli als die erſten Größen der „öſterreichiſchen" Literatur galten! Und wie widerlich war ihm das Gefolge dieſer Herren! Er begnügte ſich damit, ein Talent zu ſein, und das war in ſeinen Augen ſehr viel. Darum läßt

Digitized by Google

ſich etwas Beißenderes aus ſeinem Munde gar nicht denken als das Wort: „Genialität ohne Talent!“

Unerſchöpflich war Prechtler in der Mitteilung von Zügen aus dem Leben unſeres großen Dichters, die ſeine Beſcheidenheit beleuchteten und doch zugleich ein Beweis für ſeine Entſchiedenheit und Charakterfeſtigkeit waren. Eine dieſer Geſchichten hat hiſtoriſchen Hintergrund.

Es war im November 1859. Die Feier des hundertſten Geburtstages Schillers nahm in allen deutſchen Landen eine ungeheure Ausdehnung an, aber nirgends vielleicht wurde dieſer Feier eine ſo weittragende Bedeutung beigelegt, als in dem Wien der Concordatszeit. Männer wie Heinrich Laube ſtanden an der Spitze der Bewegung, die ſich (ſo ſehr dies auch geleugnet wurde) immer mehr zu einer politiſchen Kundgebung, zu einer großartigen Verherrlichung der in Schiller zum höchſten Ausdruck gelangten Idee der Freiheit und Menſchlichkeit zuſpitzte. Dies aber mißbilligte Grillparzer im höchſten Grade: er wollte den Dichter, nur den Dichter Schiller gefeiert haben.

Trotzdem nahm er die Einladung zu dem großen Feſtmahl an, daß im Sophienſaale ſtattfand, und er übermittelte dem Feſtcomité (das ſich die Vorlegung aller Trinkſprüche, um Mißtöne zu verhindern, ausbedungen hatte) einen Toaſt, eine kleine Rede in Proſa,

Digitized by Google

worin er in seiner bescheidenen, aber bestimmten Weise der Meinung Ausdruck gab, daß man Schiller nicht zum wühlerischen Tendenzdichter zu stempeln brauche, um ihn in solcher Weise feiern zu können, und daß er glaube, diese großartige Feier des Lieblingsdichters der Deutschen wäre auch ohne zeitgemäßpolitischen Aufputz zu Stande gekommen, denn unvergänglich lebe der Name Schiller im Herzen seines Volkes. Zum erstenmal in seinem Leben gedachte Grillparzer öffentlich zu sprechen und dieser Trinkspruch oder keiner sollte es sein.

Das sprengte fast das Comité. Einige fühlten, daß der Dichter im Rechte sei; andere, und namentlich Laube, sagten, der der Welt entfremdete Poet mißverstehe einfach, um was es sich handle, er fühle nur, was Schiller ihm, nicht aber was er dem polizeilich bevormundeten Volke in Oesterreich sei. Der große politische Zug in dieser Feier sei nicht künstlich erzeugt, er sei naturgemäß entstanden, und dagegen sprechen zu wollen, sei einfach unklug. Diese Ansicht erhielt schließlich die Zustimmung der Mehrheit, und auf Laubes Antrag wurde beschlossen, den Trinkspruch des größten lebenden deutschen Dichters auf Schiller zurückzuweisen, weil derselbe geeignet war, einen Mißton in die festfrohe Stimmung zu bringen. Auch wollte man Grillparzer nicht in die Gefahr bringen, vom großen

Digitized by Google

Publicum, das ihn seit dem Jahre 1848, als er sein denkwürdiges Wort: „In deinem Lager ist Oesterreich!“ an Radetzky richtete, ohnehin für einen „Reactionär“ hielt, abermals mißverstanden zu werden. Schließlich wurde Laube gebeten, die peinliche Sendung zu übernehmen, den Dichter von diesem Beschlusse in schonender Weise zu verständigen.

Und so geschah's. Grillparzer war den Vernunftgründen praktischer Menschen stets zugänglich, sobald ihn dies nicht mit seinen Grundsätzen in Widerspruch brachte. Er zog seinen Trinkspruch ohne Empfindlichkeit zurück, aber sprechen durfte er nun natürlich nicht. Man konnte fordern, daß er dadurch, daß er seiner Meinung nicht Ausdruck gab, ein Fest nicht störe, aber man konnte unmöglich erwarten, daß er zur Verherrlichung dieses Festes etwas anderes als seine Meinung sagen werde. Dies mußte Laube billigen, und der Dichter versprach, trotz dieses Zwischenfalles bei dem schönen Feste erscheinen zu wollen, wenn er ganz unbehelligt, als einfacher Tischgenosse an dem Festmahle teilnehmen könne.

Das wurde ihm denn auch zugesagt, aber es war nicht möglich, diese Zusage zu halten, denn ohne einen Trinkspruch auf Franz Grillparzer war dieses Fest in Wien nicht denkbar. Laube verfaßte einen solchen in Versen, worin er Grillparzer als den größten Nach-

Digitized by Google

folger Schillers feierte. Der Dichter erschien. Ein Zufall spielte ihm aber während des Festmahls das Verzeichnis in die Hände, welches die Reihenfolge der auszubringenden Trinksprüche enthielt, und er erschrak nicht wenig, als er sah, daß auch sein Name in der Liste stand. Als die Reihe an diesen mit stürmischem Jubel aufgenommenen Trinkspruch Laubes kam, da suchte das Auge des Redners und das der Festgenossen vergeblich im ganzen Saale nach dem Dichter — er hatte sich unbemerkt entfernt und war nicht wiedergekommen.

Und die bescheidene Größe dieses Mannes wurde selbst von seinen bedeutendsten Zeitgenossen verkannt; viele hielten ihn für eitel und engherzig, und seinem Urteil über lebende Schriftsteller wurden von denselben häufig die kleinlichsten Beweggründe unterschoben. So z. B. von Karl Gutzkow, über welchen Grillparzer naturgemäß kein enthusiastisches Urteil fällen konnte, weil er das, was das „Junge Deutschland" den Geist der Zeit nannte, in der Kunst stets für schädlich hielt, und es immer laut beklagte, daß ein Hauptbestandteil der Dichtkunst, die Phantasie und die Unmittelbarkeit der aufquellenden Empfindungen und Leidenschaften, immer mehr aus der modernen Poesie schwände — weil er dies stets verurteilte und in Gutzkow das Haupt jener neuen Richtung sah, die den Mangel an

Digitized by Google

einem echten poetiſchen Kern durch „doctrinäre, ſpeculative und demagogiſche Beimiſchung" zu vertuſchen, zu erſetzen ſuchte: aus allen dieſen prinzipiellen oder, wenn man will, individuellen Gründen mußte Grillparzer ſich ablehnend gegen Gutzkow verhalten. Dieſer aber hatte dafür kein Verſtändnis und führte das Urteil des öſterreichiſchen Dichters, der ihn einen „falſchen Geiſt" in dem hier entwickelten Sinne nannte, er führte dies auf deſſen verletzte Eitelkeit, auf einen unterlaſſenen Beſuch zurück. Wie ſchlecht muß er dieſen Mann gekannt haben, und welchen Einblick eröffnet uns nicht ſolch' ein Urteil in die literariſchen Verhältniſſe des „Jungen Deutſchlands" — in Verhältniſſe, aus denen ſich die verwerfliche Kameraderie unſerer Tage naturgemäß entwickelt hat. Ich verehre Gutzkow im höchſten Grade, aber der Gedanke, daß er glauben konnte, Grillparzer würde ihn einen großen Dichter genannt haben, wenn Gutzkow ihn beſucht hätte, als er in Wien war — dieſer Gedanke iſt mir unſäglich widerwärtig.

Noch einer anderen Schillerfeier, welcher Grillparzer beiwohnte, dachte mein Gewährsmann ſehr häufig. Es war zu Beginn der ſechziger Jahre, in der „Grünen Inſel". In dieſem Verein pflegte man den Geburtstag Schillers alljährlich durch ein Feſtcapitel zu begehen, und die Mitglieder desſelben ſehnten ſich ſchon lange

Digitized by Google

darnach, Grillparzer an einem ſolchen Abend einmal in ihrer Mitte begrüßen zu können. Endlich gelang es, ihm eine Zuſage abzuſchmeicheln. Er kam mit Laube, und ſein Erſcheinen wurde mit Jubel begrüßt. Der Dichter wurde im Laufe des Abends mit einer Ausdauer gefeiert, daß er ſich wiederholt zu der Ermahnung genötigt ſah: „Aber, meine Herren, vergeſſen's doch den Schiller nicht.“

Schließlich kam auch Laube mit einem Trinkſpruch. Es war eine längere Rede, worin er die Widerſtandsfähigkeit begabter, geiſtig ringender Menſchen gegen alle äußeren Mißerfolge darzulegen ſuchte. Er ſprach auch von Kaiſer Joſef II., dem das Scheitern ſeiner großen Entwürfe das edle Herz gebrochen habe; von Napoleon I., der nach ſeiner Niederwerfung durch das vereinte Europa am Gemüt erkrankte und dahingeſiecht ſei wie ein totwunder Aar, und von anderen. Grillparzer nickte beifällig. Nun aber wandte Laube ſich ſeinem eigentlichen Thema zu, und mit nicht zu verkennender Abſicht ſprach er von der größeren Gemütskraft des wahrhaft gottbegnadeten Dichters, der, trotz aller Mißerfolge und mangelnden Anerkennung, doch nie an ſich ſelbſt verzweifle und unbekümmert, unbeirrt von dem Urteile ſeiner Zeitgenoſſen, mit nie verſiegender Begeiſterung ſeine hohe Sendung erfülle. Sein Reich ſei nicht von dieſer Welt, und wem die

Digitized by Google

Unſterblichkeit gewiß ſei, dem gelte der Beifall ſeiner Zeitgenoſſen nichts . . . . . Und dieſe Rede, die, mit ungewöhnlicher Wärme geſprochen, den tiefſten Eindruck machte, ſpitzte Laube im Schlußſatze zu der directen Frage an Grillparzer zu:

„Hab' ich die Wahrheit geſprochen?"

Man wartete nur auf das „Ja" des Dichters, um in erneuten, begeiſterten Beifall auszubrechen; denn was konnte er ſonſt tun, als Ja ſagen, er, der ſeit einem Menſchenalter ſich von der Welt abgewandt und nichts als ſeine Ideale zu lieben ſchien, denen er unentwegt treu blieb — was konnte er ſonſt tun als ja ſagen auf die Frage des Redners: „Hab' ich die Wahrheit geſprochen?"

Er aber ſagte mit lauter, bebender Stimme: „Nein!"

Man kann ſich die Wirkung, die dieſes unerwartete, ernſte Wort des greiſen, ſo oft mißhandelten Dichters hervorbrachte, leicht vorſtellen. Der ſonſt ſo nüchterne Redner ſah ſich widerſprochen in einem Augenblick, da alles glaubte, er habe durch die idealiſtiſche Behandlung ſeines Themas dem Dichter aus der Seele geſprochen; jedes Beifallszeichen wurde dadurch im Keim erſtickt, und es ſchien einen Augenblick, als wollte Grillparzer, — dem es bei dieſer Feier ſeiner Perſon ſo recht zum Bewußtſein gekommen ſein mag,

Digitized by Google

was er geworden war und was er vielleicht hätte werden können, wenn eine mildere Sonne seinen Lebenspfad erhellt hätte, — es schien, als wollte er nun selbst sprechen. Da sah er um sich, und alles mußte ihn daran erinnern, daß er in einem Kreise fröhlicher Menschen war — und er sprach nicht.

Was hätte er auch sagen können? Fast entschuldigend bat er, das heitere Schlußprogramm des Abends auszuführen, und er entwickelte nun bis spät in die Nacht hinein eine Munterkeit, die zu sehr im Widerspruch stand mit seinem ganzen Wesen, als daß man es ihr nicht hätte ansehen müssen, sie solle den Zwischenfall vergessen machen. Namentlich Laube suchte er zu trösten, der nun einmal kein Glück hatte mit seinen Trinksprüchen auf Grillparzer.

Am nächsten Tage gestand Grillparzer dem Freunde Prechtler, daß dieser Abend es ihm so recht wieder zum Bewußtsein gebracht habe, wie wenig er in Gesellschaft tauge, und er war auch nie wieder zu bereden, des Abends seine vier Wände zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit fragte der Dichter seinen jüngeren Freund, was ihm denn die hohe Würde eines Großmeisters der „Grünen Insel" eintrage. „Die Ehre", erwiderte dieser. „Dann ist's also auch blos so ein Spitzname — wie mein Hofratstitel" entgegnete lächelnd Grillparzer. Man hatte ihm nämlich, als er in den Ruhestand trat,

Digitized by Google

den Hofratstitel verliehen. Als er 80 Jahre zählte, ſetzte ihm der Kaiſer zu dieſem Titel auch einen Ruhegehalt von 3000 Gulden aus und jetzt hätte er ſogar heiraten können, denn es iſt ja bekannt, daß er unter den Gründen, die ihn von der Ehe zurückſchreckten, auch ſtets ſein kleines Einkommen nannte. Wir wiſſen — er iſt ein Jahr ſpäter ledig geſtorben. Bauernfeld, der Schalk, hat ſein Feſtgedicht zum 80. Geburtstag des Dichters alſo geſchloſſen:

„Zählt ein Dichter achtzig Jahr',
Kommt er hier zu hohen Ehren,
Auch zu höherem Salar —
Es im Jenſeits zu verzehren."

Digitized by Google

Theodor Körner in Wien.

Warum kam Theodor Körner nach Wien? Die alte Kaiserstadt muß einen eigenen Reiz ausgeübt haben auf die Gemüter, namentlich in jenen Tagen vor und nach der Erhebung des deutschen Volkes gegen Napoleon. Während auf ganz Deutschland ein dumpfer Druck lag, flutete hier noch in ungebrochener Kraft das Leben, immer war Sonntag, immer drehte am Herd sich der Spieß, Metternich machte Weltgeschichte, Erzherzog Karl behauptete sich ruhmvoll gegenüber dem Welteroberer und das Volk und die Gesellschaft gingen, eingewiegt in behagliches Wohlleben, mit leuchtenden Augen ihren Vergnügungen nach. Der Adel aller Völker Oesterreichs entfaltete in Wien seinen Reichtum, seinen Glanz, und Deutschland sandte einige seiner feinsten Köpfe nach Wien, denn als auch Preußen geschlagen war, blieb Oesterreich der einzige Hort, die einzige Zuflucht der deutschen Patrioten. Nach der groß-

Digitized by Google

artigen Erhebung des deutschen Volkes aber war Wien erst recht interessant geworden, denn dann wurde es ein Mittelpunkt der europäischen Diplomatie.

Und in jenen Tagen vor 1813, da Heinrich v. Kleist seine „Hermannsschlacht" schrieb und nach Wien sandte, da Grillparzer seine jugendlichen Tyrannenstücke dichtete, die wir erst fünfundsiebzig Jahre später kennen lernen sollten, da pilgerte auch die Lichtgestalt Theodor Körners nach Wien, und der Jüngling kam aus dem Freundeskreise Schillers und Goethes an den geschmähten Strand der Phäaken. Warum? „Mannigfache Gründe sprachen für Wien," sagt sein Vater, namentlich aber der Umstand, daß er seinen Sohn hier so gut empfehlen konnte, denn Wilhelm v. Humboldt, ein Freund des Hauses Körner, lebte als preußischer Gesandter in Wien, und auch das Haus Friedrich Schlegels stand dem jungen Manne offen. Die „mannigfachen Gründe" sind nicht näher bezeichnet, aber den Ausschlag gaben wohl sie, und in ihnen drückt sich die zauberische Gewalt aus, mit der das alte Wien damals auf die Besten in Deutschland wirkte.

Theodor Körner hatte ein wildes Burschenleben hinter sich, als er nach Wien kam. Er war in Freiberg auf der Berg-Akademie, in Leipzig auf der Hochschule und von hier entfloh er, als ihm wegen einer bösen Paukerei, bei welcher er eine klaffende Stirnwunde

Digitized by Google

davontrug, auch noch ein halbes Jahr Carcer dictirt werden sollte. Er flüchtete nach Berlin. Dort aber wurde er kühl aufgenommen, selbst von Schleiermacher, dem er gut empfohlen war, die ganze Stadt kältete ihn an, sie war leer und tot in jenen Tagen nach Jena und Auerstädt. Ueberdies erkrankte Körner in Berlin und das führt ihn alsbald zu den Seinen nach Dresden zurück, sie gehen nach Karlsbad und dort entscheidet man sich für Wien. Was Theodor in Wien studiren solle, der sich für die Naturwissenschaften und für Geschichte interessirt, wird nicht festgestellt, denn in der ganzen Familie lebt die unausgesprochene, aber tiefgewurzelte Ueberzeugung, daß Theodor zum Dichter geboren sei. Schon als dieser achtzehn Jahre zählte, veröffentlichte sein Vater selbst die ersten lyrischen Versuche des Wunderknaben, und jene „Knospen" waren freundlich aufgenommen worden. Was weiter werden sollte, wußte noch Niemand; vielleicht war die Wiener Luft geeignet, seine Talente zur Entfaltung zu bringen.

Und hoffnungsfroh, geläutert, kam der Zwanzigjährige im August 1811 nach Wien. „Er hatte der Wildheit der Jugend seinen Tribut gezollt," sagt einer seiner Biographen, „und die gesättigte Kraft seines Wesens kehrte zur Anmut zurück." Und mit jener Anmut des Herzens und des Geistes, die ihm angeboren, anerzogen war, eroberte er sich in Wien alle

Digitized by Google

Menſchen, denen er begegnete, und es wurde ihm ſo wohl hier, daß eine reiche Befruchtung ſeines Weſens eintrat, die all' ſeine Geiſtesgaben zur Entfaltung brachte. Seine geſchmeidige, leichtflüſſige Poetennatur, die früh der Form mächtig war, führte ihn gar bald zur Production für das Wiener Theater, er erwirbt ſich jungen Ruhm, Freunde, die ihn vergöttern, und eine Geliebte, eine Braut. Der Jüngling iſt ſo glücklich, daß er verwegen den herausfordert, der es mehr iſt als er. Ein Liebling der Götter und der Menſchen, verbringt er hier ſeine Tage, ein überall umworbener, vielbegehrter Gaſt, der täglich einer anderen Familie gehört. „Viele liebenswürdige Frauenhände," ſchreibt er einmal ſeinem Vater, „greifen gar mächtig in meine Freiheit ein," und ein anderesmal: „Wenn man in Wien die Nächte nicht für ſich hätte, ſo wäre man durchaus ein allgemeines Gut." Aber der junge Dichter hält ſich den Kopf frei, er erſchlafft und verweichlicht nicht, er arbeitet an den Vormittagen mit nimmermüdem Fleiß und entwickelt eine erſtaunliche Fruchtbarkeit. Und ſein hochgebildeter, weiſer Vater, der die Entwicklung Friedrich Schillers ſo edel beeinflußte durch ſeine innige Freundſchaft, er iſt immer zur Stelle mit brieflichem Zuſpruch, er iſt der aufrichtigſte Freund des Sohnes und dieſer ſchüttet ihm ſein Herz aus über Alles, was ihn bewegt, ſelbſt ſeine Liebe offenbart er

Digitized by Google

ihm und nicht der Mutter. In dem Briefwechſel, den die beiden Männer geführt, erſcheinen Vater und Sohn gleich groß, und ſie ſind einig in allen wichtigen Fragen. Niemals predigt der Vater Moral und doch wirkt ſein Wort immer ſittlich erhebend auf den Sohn ein. Dieſer Vater ſchrieb ſelbſt nach den böſen Leipziger Vorgängen kein tadelndes Wort an ſeinen Sohn, er wußte ihn von einer ganz anderen Seite zu faſſen: „Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen perſönlichen Wert und an Deine Liebe zu mir,“ ſchreibt er dem Flüchtling. „Dieſen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig biſt, unedel zu handeln, daß es Dich ſchmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunſch iſt, mir Freude zu machen.“ Dieſelbe rührende Güte, dieſelbe Würde und erziehliche Weisheit leuchten aus Allem, was der alte Körner in den Tagen des Glückes an den Sohn nach Wien ſchreibt. Immer ſucht er zu dämpfen, immer warnt er vor der Wandelbarkeit literariſcher Erfolge und bereitet den Sohn auf die Aeußerungen des Neides, der Mißgunſt, ſowie auf die Stimmen berechtigter Kritik vor. Und er ſelbſt iſt nicht geblendet von den Arbeiten des Sohnes, er iſt der wohlwollendſte, aber auch der gründlichſte und aufrichtigſte Beurteiler ſeiner Leiſtungen. Er meiſtert den Sohn, ohne daß Dieſer es fühlt, er beeinflußt ſein

Digitized by Google

Dichten und seine Lebensführung; aber in Einem tritt er ihm nicht entgegen: seiner Vaterlandsliebe läßt er voll die Zügel schießen, sein erschrecktes Vaterherz hat kein Wort gegen den Opfertot einzuwenden, zu welchem der herrliche Sohn bereit ist, wenn sein Volk sich erheben wird. „Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es gibt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkennt." Und der Vater sagt: „Wir sind ganz einig."

Daß solche Gedanken in dem Jüngling in Wien reifen konnten, das ist nicht blos ein Beweis für seine edle Natur, es ist auch ein Beweis für den edlen Umgang, den er hier pflog, und für den Geist, der in der Wiener Gesellschaft jener Tage herrschte. Er verkehrte bei Humboldts und Schlegels, aber mehr noch bei den Wiener Familien Pereira, Geymüller, Arnstein und Baumann, bei Caroline Pichler und Graf Zichy — und bei seiner Braut Antonie Adamberger, der reizenden Schauspielerin, die am Burgtheater eine erste Stellung hatte und ein Liebling des vornehmsten Wiener Publicums war.

Die Urteile der Zeitgenossen Körners über ihn und seine Braut sind gleich günstig. Es waren zwei Sonntagskinder, welche die Kunst und die Liebe da zusammengeführt hatten. Toni, die am Burgtheater

Digitized by Google

das Fach der Jugendlich-Sentimentalen ſpielte, die als Julia und Emilia Galotti gefeiert war, und deren ausgedehnten Wirkungskreis Laube in ſeiner Geſchichte des Burgtheaters beſonders hervorhebt, trat dem jungen Dichter in ſeinen Erſtlingswerken als verkörperte Anmut und Liebenswürdigkeit entgegen und ſie hatte großen Teil an dem Erfolg der „Braut“ und des „Grünen Domino,“ der Luſtſpiele, die am 17. Januar 1812 im Burgtheater zur Aufführung kamen. Ihre Herzen fanden ſich in Liebe und ſie waren einander wert. Toni hatte nichts von dem Schmutz der Bühnenlaufbahn, durch den die zarteſten Füße oft waten müſſen, zu ſehen bekommen, ſie war berühmter Eltern Kind und kam zu ihrer Stellung, ſie wußte kaum wie, ſie war für ihre Kunſt geboren und erzogen, wie Theodor für die ſeine. Der gefeierte Wiener Tenoriſt Adamberger war ihr Vater, die berühmte Hofburgſchauſpielerin Marie Anna Jaquet ihre Mutter, und ihre Bildung war dem Gelehrten und Dichter Heinrich v. Collin anvertraut. Ihren Mädchenruf hatte ſie tadellos erhalten, man empfing ſie in allen Kreiſen der Geſellſchaft und nannte ſie ob ihrer Sprödigkeit ſcherzhaft „dragon de la vertu,“ einen Tugenddrachen. Ihr Bild aus jenen Tagen iſt uns erhalten, es iſt eine Vereinigung von ſeltenem Liebreiz und weiblicher Strenge. Als Theodor ſeinen Eltern ſchrieb, daß ſeine Auser-

Digitized by Google

wählte eine Schauſpielerin ſei, da waren dieſe wohl ein wenig erſchreckt und kamen ſelbſt nach Wien, Toni kennen zu lernen, aber ſie ſchloſſen ſie gar bald als würdige Tochter an ihr Herz. Körner, der Vater, dankte der Liebe dieſes reinen Mädchens die edle Haltung ſeines Sohnes, deſſen Jugend in der Weltſtadt allen Verſuchungen preisgegeben geweſen wäre ohne ſie.

Dorothea Schlegel, Caroline Pichler, Karl Streckfuß und Wilhelm v. Humboldt geben ihre eigenen Urteile und die ihrer Wiener Zeitgenoſſen über Theodor ſelbſt ab und ſie wiſſen nur Gutes von ihm zu ſagen. Caroline Pichler ſchildert uns auch das Aeußere des Einundzwanzigjährigen. „Er war eine hohe, ſchlanke, kräftige Jünglingsgeſtalt, nicht eben mit ſchönen, aber ſehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen, bei ganz dunklem Haar.“ Sie vergißt aber nicht, frauenzimmerhaft hinzuzufügen, daß ſein Anzug ein wenig vernachläſſigt war. Theodor Körner war alſo trotz der Abgötterei, die man mit ihm trieb, kein Geck geworden. Er war ſehr muſikaliſch und beteiligte ſich an öffentlichen Oratorien-Aufführungen als Sänger, und daß er Baß ſang, wiſſen wir aus einem Brief an ſeinen Vater. Er ſchildert da die Proben zu einer Aufführung des „Alexanderfeſtes“ von Händel, an welcher ſich 500 Wiener Dilettanten beteiligten. Die Proben fanden im großen Ritterſaale der Hofburg ſtatt und Kaiſer

Digitized by Google

Franz wohnte denſelben bei, die Aufführung ſelbſt war ein Wohltätigkeitsact für die „Geſellſchaft adeliger Damen," die damals „in der Provinz Oeſterreich" allein 14.000 zahlende und 2000 „arbeitende" Mitglieder beſaß. Kaiſer Franz war ſo entzückt von den Proben, daß er alle Koſten der Sache übernahm, damit der volle Ertrag der Aufführung dem wohltätigen Zweck zuflöſſe. Körner, der dies berichtet, verehrte den Kaiſer Franz ungemein. Einmal ſchrieb er ſeinen Lieben nach Dresden: „Ich bin ſehr begierig, wie Euch unſer Kaiſer gefallen. Er hat für mich ſo einen biederen Ausdruck von Rechtlichkeit und Treue im Geſicht, daß ich ihn gern anſehe." Der Baß Körners, der auf ein männliches Weſen ſchließen läßt, ſtört vielleicht die Illuſion mancher deutſchen Jungfrau, die ſich den Dichterjüngling nur als Tenoriſten denken kann. Aber es iſt nicht anders, er hatte einen tiefen Baß. In einer Dilettanten-Vorſtellung bei Arnſtein führte man ein Bruchſtück von Schillers damals in Wien noch unbekanntem „Wallenſtein" auf, aber Theodor Körner ſpielte nicht den Max, er gab den ſchwediſchen Hauptmann. Auch dies iſt kein Zufall.

Seinen Höhepunkt erreichte Theodor Körner, der in nicht ganz zwei Jahren ein Dutzend dramatiſche Werke in Wien ſchrieb, mit dem „Zriny". Seinem Vater hatte er wiederholt die Frage vorgelegt, wofür

Digitized by Google

er mehr Talent hätte, für das Komische oder für das Tragische. Der Vater lobte sein komisches Talent und empfahl dessen Pflege, aber er drängte ihn auch zu geschichtlichen Trauerspielen, trotzdem er wußte, daß Theodors jugendliche Phantasie mehr auf das Gräßliche ausging als auf das Tragische. Ein Lieblingsstoff des Vaters war der unglückliche Hohenstaufe „Konradin", aber den Sohn reizte er nicht. In der Wiener Luft, wo die Türkengefahren damals noch nachwirkten, und in dem Umgang mit ungarischen Magnaten, wie Zichy und Palffy, drängte sich ihm gar bald ein anderer patriotischer Stoff auf, in welchem sich die politische Not der Zeit spiegeln ließ: „Zriny".

Körner wohnte während des Sommers 1812 in „Döblingen", genau in jenem Winkel des Ortes, wo Beethoven seine neunte Symphonie schrieb, wo Grillparzer seine Katharina Fröhlich besuchte, wo achtundsiebzig Jahre später Eduard v. Bauernfeld starb, der schon ins Schotten-Gymnasium ging, als Körner seinen „Zriny" dichtete. Die Bäume, unter denen all' diese hohen Menschen lustwandelten, stehen heute noch, und wer weiß, wessen Hängematte jetzt an jenem Ast schaukelt, an welchem die Guitarre Körners hing, wenn er am „Zriny" arbeitete. Das war noch eine Zeit, in der man sich einen deutschen Dichter nicht ohne lockiges Haar, nicht ohne Leier denken konnte. Theodor

Digitized by Google

Körner dichtet den „Zriny“ im Schatten seines Döblinger Gartens, die Guitarre hängt über ihm in den Zweigen, „und wenn ich ausruhe“, schreibt er dem Vater unterm 6. Juni, „dann beschäftigt sie mich.“ Und am Abend hängt er die Guitarre über die Schultern und wandert hinaus in die schöne Landschaft, die ihn begeistert, ihm aber doch durch eines verleidet wird: „durch die vielen Mücken, die man hier Gölsen nennt“. Sie ließen sich selbst durch seinen Baß nicht schrecken. Er hat das landschaftliche Bild, das sich ihm hier dargeboten, festzuhalten gesucht in einem Gedichte („Döblingen“), das also anhebt:

„Dort zieht die Donau ihre Wellenkreise
An sanften Ufern silberhell vorbei,
Hier unten duften volle Blüthensträuße
Und Luft und Leben ist so frisch und frei.“

Er grüßt „die Burg auf stolzem Bergesrücken“, er redet den Dom von St. Stefan wie ein alter Freund einfach mit „Stefan“ an, die „Kuppel Karls“ und alle Wahrzeichen Wiens verherrlicht er, aber das Ganze ist ihm eigentlich doch nur wichtig, weil *sie* dort wohnt, die Einzige.

Dem „Zriny“ stehen im Burgtheater Censurbedenken entgegen und er kommt am 30. December 1812 im Theater an der Wien zur ersten Aufführung. Der Erfolg ist groß, der Dichter wird gerufen, was damals noch unerhört war, und er hält eine Ansprache an das

Digitized by Google

Publicum. Der Sieger von Aſpern, Erzherzog Karl, den Körner wiederholt beſungen, wohnt der Aufführung ebenfalls bei und läßt den Dichter am nächſten Tage zu ſich beſcheiden. Er dankt ihm für ſein patriotiſches Werk und drückt ſeine Freude darüber aus, einen ſolchen Deutſchen kennen gelernt zu haben. So ſtark iſt der Eindruck des „Zriny", daß jetzt ein Wettbewerb um Körner entbrennt, daß zwei Bühnen darnach ſtreben, den Dichter dauernd in Wien feſtzuhalten. Graf Palffy, der das Theater an der Wien leitet, und Graf Lobkowitz, der das Burgtheater beherrſcht, bieten ihm Verträge als Theaterdichter an und er entſcheidet ſich für den Hoftheaterdichter mit 1500 fl. W. W. Jahrgehalt. Dies verpflichtete ihn blos, zwei Stücke jährlich für das Burgtheater zu ſchreiben, bezahlt mußten ſie ihm überdies werden. Körner iſt ſeelig, er ſieht mit nicht ganz zweiundzwanzig Jahren ſeine Zukunft geſichert und fühlt ſich nicht wenig in dem Bewußtſein, jetzt ſeine Toni aus eigener Kraft heimführen und erhalten zu können.

Daß die Wiener von 1812 und 1813 an dem „Zriny" etwas Wichtiges auszuſetzen hatten, darf nicht verſchwiegen werden: er war ihnen zu lang. „Das Stück dauerte bis halb 11 Uhr", ſchreibt Theodor den Seinen, „und die Leute wollen in Wien vor 10 Uhr zu Hauſe ſein". Die Macht des Hausmeiſters, die noch

Digitized by Google

heute in Wien ungebrochen ist, schon Theodor Körner bekam sie zu fühlen, und er strich Scene um Scene, damit sein Publicum ohne Sperrsechser nach Hause gelangen konnte.

Aus der Zeit, da Theodor Körner der Theaterdichter des Wiener Burgtheaters war, findet sich auch eine Briefstelle vor, die sich auf die Directionsverhältnisse dieser Bühne bezieht und die für die gräflichen Directionen jener Zeit bezeichnend ist: „Wir erwarten eine große Veränderung," schreibt er seinem Vater unterm 6. März 1813, „bei unserer Direction. Paul oder Peter! gleichviel, verstehen tut's Keiner, 's ist immer Flickfache". Ein Jahr später galt das nicht mehr im Burgtheater, denn Josef Schreyvogel stand als Dramaturg an seiner Spitze.

Nach dem „Zriny" entstand in den ersten Monaten des Jahres 1813 noch das Schauerdrama „Hedwig", in welchem Toni die Titelrolle spielte, und „Josef Heydrich oder deutsche Treue." Die politische Lage des Vaterlandes hatte sich immer mehr verschärft und in diesem letzten Drama Körners kamen seine Ueberzeugungen zu hinreißendem Ausdruck. Sein Held spricht die flammenden Worte: „Zum Opfertode für die Freiheit und die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! Schnell zu den Fahnen, wenn Euch die innere Stimme treibt! Laßt

Digitized by Google

Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt sie von Euch, wenn sie Euch halten wollen — den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!"

Diese Worte begegnen sich buchstäblich mit denen, die Körner damals an die Seinen schrieb; von Brief zu Brief steigert sich die Aufregung, Napoleon kehrt geschlagen aus Rußland zurück, Preußen ruft zu den Fahnen, Theodor Körner reißt sich von Allem los, was ihm in Wien lieb und teuer geworden, er geht hin, um für das Vaterland zu sterben.

Alle beugen sich seinem Entschluß, die Eltern, die Braut, die Freunde; aber er scheidet nicht von Wien, ohne daß ihm das feste Versprechen gegeben wird, jederzeit in seine Stellung als Hoftheaterdichter zurückkehren zu können. Und er nimmt dies freudig an, er nennt es eine Rückendeckung für das Leben. Es ist also gewiß, daß er wieder gekommen, daß er ein Wiener Dichter geworden wäre mit Grillparzer und Raimund, mit Halm und Bauernfeld, er wäre vielleicht als Burgtheaterdirector hier gestorben.

Theodor Körner war unser. Er hat in der alten Kaiserstadt an der Donau seine Freiheitslieder gesungen, er war glücklich auf ihrem Boden und er ist der ganzen deutschen Jugend ein leuchtendes Vorbild geworden durch die Gesinnungen, denen er hier Ausdruck gegeben,

Digitized by Google

weil er Mann genug war, ihnen auch die Tat folgen zu laſſen. Seine jugendlichen Dramen ſind vergänglich, ſeine Freiheitslieder ſelbſt werden verblaſſen, ſein Name aber, der für uns das Gefäß ſeines Charakters iſt, bleibt unſterblich.

Digitized by Google

Ferdinand Raimund.

(Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage, 1. Juni 1890.)

Eines Hundertjährigen zu gedenken gilt es heute, eines Lebendigen, der seit vierundfünzig Jahren in Gutenstein bei Wien am Abhange eines herrlichen Alpentales begraben liegt. Unter den hochragenden Wipfeln uralter Bäume haben sie sein Grabmal errichtet, in jener Welt, welche seine Phantasie mit Geistern und Genien bevölkerte und die in all' seinen Bühnenmärchen verherrlicht wird. Unten im Tale rauschen die Wasser, hämmern die Werke, hasten die Menschen; hier oben aber im Reiche des „Alpenkönigs" ist's einsam und still. Und hier haben sie ihn begraben, den bescheidenen Mann mit dem von der Welt vergifteten Kindergemüt, als er eines Tages ganz plötzlich und freiwillig von ihr schied. Das wetterwendische Wien war von ihm abgefallen, es wandte sich weg von dem reinen Geiste und jauchzte dem Cyniker Ne-

Digitized by Google

ſtroy zu, der ihn enttronte; aber als die Nachricht von Raimunds Tod in die Stadt der Phäaken gelangte, da griff ſie doch ſo manchem an das Herz, und man drängte ſich hinaus zu ſeinem Leichenbegängnis. Und der beſte Sprecher des Burgtheaters, Ludwig Löwe, trat an das offene Grab, um vor der verſammelten Raimund-Gemeinde zu reden — die Worte verſagten ihm; ſtammelnd, ſchluchzend wandte er ſich ab. Eine ergreifendere Grabrede wurde nie einem Dichter gehalten!

Das war am 7. September 1836. Und genau fünfzig Jahre ſpäter, am 7. September 1886, pilgerte Wien wieder hinaus nach Gutenſtein, und würdig wurde der fünfzigſte Jahrestag des Begräbniſſes gefeiert. Die herrlichen Worte des Goetheſchen Liedes: „Der Du von dem Himmel biſt" rauſchten zuerſt in den Wald hinein, und dann trat Ludwig Anzengruber feſten Schrittes an das Grab heran und ſprach ſein Gedicht auf den großen Meiſter des Volksſtückes. Und heute werden die Menſchen wieder zum Grabe des Einzigen pilgern und die Wahrheit des Dichterwortes erhärten: „Tot iſt nur, wer vergeſſen iſt!" — Ja, Ferdinand Raimund lebt. Die Welt iſt umgeſtaltet worden, ſeitdem er uns entriſſen wurde; Dichtergenerationen kamen und gingen, literariſche Schulen erſtanden und zerſtoben in Unfruchtbarkeit, und wieder dräuen große äſthetiſche

Digitized by Google

Umwälzungen, die dem Idealismus den Garaus machen wollen. Wir aber pilgern nach wie vor zu dem Grabe des phantasievollsten und kindlichsten aller Dichter und legen frischgrünende Kränze auf sein Grab. Es muß also etwas von jenem Zauber in ihm lebendig sein, der sich als unsterblich erweist seit Jahrtausenden.

Und so ist es. Ferdinand Raimund, der herrliche Volksdichter, ist der Unsterblichen Einer. In ihm leuchtete in hellem, ursprünglichem Glanz ein Funke jenes Feuers, welches Prometheus den Göttern stahl, um die Nacht der Menschheit damit zu erhellen. Wer den Namen dieses Dichters ausspricht, der zaubert sich ein Bild von Märchenpoesie und gemütstiefem Humor vor die Seele, er macht eine Reihe von volkstümlich-frischen Gestalten lebendig vor seinem geistigen Auge. Nur wenig mehr als zehn Jahre war es Raimund vergönnt, als Dichter zu schaffen, aber er schwang sich in dieser Zeit aus dem Dunkel des Wiener Localstückes zu den Gipfeln der Poesie empor, er errang sich neben Grillparzer, dem größten Tragiker Oesterreichs, eine gleichwertige Stellung als Volksdichter.

Ferdinand Raimund ist ein Wiener Kind wie Anzengruber, wie Grillparzer und Bauernfeld, und auch von ihm gilt das Wort: „Hast Du Dir rings vom Kahlenberg das Land besehen, wirst Du, was ich bin und dichtete, verstehen.“ Er wurzelt tief im Wiener

Digitized by Google

Boden, als Mensch und als Dichter. Seine Wiege stand in der Vorstadt Mariahilf in der Stube eines ehrsamen Drechslermeisters, und das Taufbuch der Pfarre bezeichnet den 1. Juni 1790 als seinen Geburtstag. Raimund selbst wußte dies nicht genau, denn seine Selbstbiographie beginnt mit der Behauptung, daß er im Jahre 1791 geboren sei.

Der Dichter hat uns leider im Unklaren darüber gelassen, durch welche Verkettung von Umständen es möglich war, daß er schon als Knabe ein regelmäßiger Besucher des Burgtheaters wurde. In seinem fünfzehnten Lebensjahre starben ihm Vater und Mutter und er hatte zu dieser Zeit bereits den unerschütterlichen Vorsatz gefaßt, Schauspieler zu werden, und zwar bekennt er, daß nur die Tragödie ihn begeisterte, daß das Lustspiel ihn wenig interessirte, die Posse ihm gleichgiltig war. Früh also waren in dem Knaben, der nur die notdürftigste Schulbildung genossen hatte, jene Kräfte lebendig, die seinem Leben später einen erhöhten Inhalt gaben, aber er mußte weite Irrfahrten zurücklegen, ehe er an sein Ziel gelangte. Raimund begann seine Laufbahn als Provinzschauspieler in der Tragödie, er spielte Intriguants, und als er seine Sehnsucht, vor dem Wiener Publicum spielen zu dürfen, erfüllt sah, trat er in der Rolle des Franz Moor vor dasselbe. Dies geschah am 15. April 1814, und zwar

Digitized by Google

im Theater in der Josefstadt. Bauernfeld bezeichnet in seinen Erinnerungen diese Rolle Raimunds als „überladen, abscheulich", sie sei „nichts als Grimasse". Der leidenschaftliche Tragödien-Schauspieler war mit einem Sprachfehler behaftet und das Publicum kam darüber nicht hinweg; Raimund mußte sich, wollte er in Wien bleiben, dazu bequemen, chargirte Rollen in Localstücken zu spielen. Und das tat er mit großem Erfolg. Zu seinem Verdruß, denn er wurde seinen Jugendtraum niemals los, er hielt sich noch für einen geborenen Tragöden, als er schon ein gefeierter Komiker war, und mit heißem Bemühen rang er um die Palme des Tragödiendichters, als er der beliebteste Volksdichter von Wien geworden. Aus diesem Zwiespalt seines Wollens und seines Könnens erwuchs seine Hypochondrie, die sich zu Zeiten so sehr steigerte, daß man für seinen Verstand fürchtete.

Der Komiker spielt seit den Tagen Stranitzkys und Prehausers in Wien eine große Rolle, namentlich in der Vorstadt. Dort herrscht Hanswurst noch heute. Und Ferdinand Raimund war in der Wiener Vorstadt ein großer, ein genialer Komiker geworden. Wenn er eine neue Rolle spielte, pilgerte die literarische und künstlerische Welt in das Leopoldstädter Theater, um ihn zu sehen, und die ersten Schauspieler des Burgtheaters waren die wärmsten Bewunderer

Digitized by Google

seiner unvergleichlichen Kraft der Charakteristik. Aus den Tagebüchern Costenobles erfahren wir jetzt die Urteile von Anschütz und Löwe, von Sophie Schröder und Karoline Müller über Raimund, und Costenoble, der Regisseur am Hofburgtheater war, schreibt, nachdem er Raimund als Valentin im „Verschwender" gesehen, unterm 15. März 1834: „Ja, ich schreibe es mit Ueberzeugung nieder: So wie Raimund ist kein jetzt lebender Schauspieler ins menschliche Herz gedrungen, und keiner hat das Vermögen, das Aufgefaßte in so hoher Vollendung wiederzugeben." Eine eingehende, anschauliche Schilderung von ihm gab Eduard Devrient. Er schreibt über Raimund: „Bei einem durch nichts ausgezeichneten Körper zeigte sein Gesicht, seine Sprache und Geberde die ausgeprägteste Individualität, die sich auch nie verleugnen ließ. Bei der Heftigkeit seiner Geberden, dem Herumwerfen der Hände und des Kopfes, dem Rollen der großen lebhaften Augen, bei der mit vorgeschobenem Unterkiefer herausgestoßenen Rede hätte man ihm einen fortwährenden Ingrimm zutrauen sollen, wenn sich nicht in alledem zugleich ein tiefes und reiches Gemüt kund getan hätte. Sein phantastisch-fahriges Wesen, seine grimmige Manier wurde durch einen unverkennbaren Zug geheimer Wehmut gemildert; es war, als ob er tiefen Schmerz empfinde über die menschliche Verkehrtheit und Lächerlich-

Digitized by Google

keit, die er darstellte . . ." Als Raimund im Jahre 1832 in Berlin gastirte, schrieb der Recensent der „Vossischen Ztg." über ihn: „Herr Raimund spielt mit durchdringendem Geiste, mit tiefem psychologischen Studium, wenn dies auch mit allen Zeichen und Manieren des Wiener Buffos verbrämt ist; diese unendliche Beweglichkeit, dieses Bestreben, auch mit äußerer Gelenkigkeit zu wirken, um selbst bei Denen des Beifalls gewiß zu sein, die den von Innen kommenden Geist nur schwer und selten vernehmen. Nach unserem Denken und Empfinden steht uns Herr Raimund jedenfalls näher in den Gefühlsmomenten. Ueberhaupt bestätigt sich auch durch ihn, daß der Geist über den Mitteln steht. An diesen zeigt der Künstler keine Fülle, sein Gesang ist fast angelernt, seine Sprache hat nicht die weitesten Register, aber alle Nuancen haben Seele und Tact und sind oft so fein, daß ein rechtes Vertrautwerden damit wünschenswert ist."

Diese Bedeutung Raimunds als Schauspieler zu betonen, ist sehr wichtig, denn aus ihr wuchs der Dichter hervor. Der Komiker Raimund kam in den Localpossen und „Maschinenkomödien" von Gleich, Meisl, Perinet und Bäuerle zur Geltung, aber diese Stücke genügten ihm nie, und er griff nicht selten zur Feder, putzte seine Rolle auf, schrieb ganze Acte um. Er war ein Dichter und wußte es nicht. Mehrere von

Digitized by Google

dieſen Einlagen für fremde Stücke ſind uns erhalten, und man findet ſie in der vortrefflichen Geſammtausgabe der Werke Raimunds von Dr. Karl Gloſſy und Dr. Auguſt Sauer. Sie datiren ſämmtlich vor ſeine erſte ſelbſtſtändige Arbeit zurück. Und auch dieſe entſtand durch einen Zufall. Der fruchtbare Localdichter Meisl ſollte für einen beſtimmten Zeitpunkt ein Stück fertig bringen, kam aber über das Perſonenverzeichnis und die einleitende Scene nicht hinaus; da griff Raimund zuerſt voll Unmut zur Feder, dann las er ſich durch „Tauſend und eine Nacht", entwarf einen feſten Plan nach dem Märchen: „Die Prinzeſſin mit der langen Naſe" und ſchrieb ſeine erſte Zauberpoſſe, den „Barometermacher". Sie gelangte im December 1823 zur Aufführung auf der Leopoldſtädter Bühne und ihr großer Erfolg ſpornte den neuen Dichter, der dreiunddreißig Jahre alt geworden war, ehe er ſich ſelbſt entdeckte, zu weiteren Arbeiten an. Es entſtanden alsbald der „Diamant des Geiſterkönigs" und der „Bauer als Millionär", und Raimunds Ruhm verdunkelte alle Mitſtrebenden. Als er ſeine Wirkſamkeit begann, ſo ſchrieb ich in meinen „Dramaturgiſchen Gängen," war die Wiener Poſſe erſtarrt in den überlieferten Formen der „Maſchinenkomödie". Die Geiſter flogen durch Fenſter und Türen, ſie kamen aus der Erde und vom Himmel, hinter jeder ſpaniſchen Wand lauerte irgend ein Theater-

Digitized by Google

Zauber auf seine Stichworte. Und der jeweilige Text zu diesem beweglichen Mechanismus war gesättigt mit Derbheiten, mit Zoten. Raimund war eine reine Natur, ein edles Gemüt. Neue technische Formen zu schaffen für seine Stücke war ihm nicht möglich, aber den Inhalt erneuerte er, die Rede wurde geadelt durch ihn. Bitter klagt er in seiner Selbstbiographie über sein Publicum, das nach Derbheiten lechze, das kein ernsthaftes Liebespaar dulde auf der Kasperlbühne. Sie wollen lachen, in jeder Scene lachen! Diese brutale Forderung weckt ganz neue Kräfte in unserem Dichter, er greift zum Symbol für den Ernst und läßt der Rede den Scherz. So rückt er seine tiefsittlichen Absichten in eine gewisse geistige Ferne. Der gedankenlose Hörer ergötzt sich an dem goldenen Humor, der ernste Sinn des Ganzen geht ihm erst später auf. Er hat gelacht, nur gelacht, und ist doch im Grunde seines Wesens getroffen, für ein Höheres erzogen worden. Der „Diamant des Geisterkönigs" und der „Bauer als Millionär" sind glänzende Beispiele für diese Form der ästhetischen Erziehung, die im „Alpenkönig und Menschenfeind" in geradezu genialer Weise und mit Shakespeareſcher Gestaltungskraft hervortritt. Raimund erweitert auf solche Art zuerst den Kreis der Geisterkönige, Genien und Feen, indem er die Jahreszeiten in körperlichen Gestalten symbolisirt, er stellt die Jugend und das Alter,

Digitized by Google

die Laſter und Tugenden, Haß und Neid, Hoffnung und Zufriedenheit als perſönliche Lebeweſen dar, läßt ſie reden und handeln, ſingen und tanzen, und dann dringt er immer weiter vor zu rein menſchlicher Behandlung ſeines Gegenſtandes. Im „Alpenkönig“ wird eine große Umwälzung auf ſtreng pſychologiſcher Grundlage vollzogen und im „Verſchwender,“ dem Meiſterſtück des Dichters, bildet das ganze Geiſterſpiel nur noch den äußerlichen Rahmen für die auf geſundem, realiſtiſchen Boden aufgebaute Handlung. Die altwiener Poſſe bringt die tollſten Verwandlungen auf offener Scene zuſtande, aber immer nur des Spaßes halber. Raimund hält auch an dieſer Ueberlieferung feſt, aber ſein Dichterſinn adelt alles, was er anfaßt. Er verwandelt ſeinen Florian im „Geiſterkönig“ in einen Pudel, aber dieſes Tier wird ihm zum Symbol der Dienertreue; er verwandelt den übermütigen Wurzel, den Bauer und Millionär, auf offener Scene aus einem überkräftigen Lebemann in einen alten abgelebten Aſchenmann. Dieſer für die Menge äußerlich greifbare Vollzug einer Strafe wird für den Dichter zum ergreifenden Symbol der Vergänglichkeit, der Wandelbarkeit des Glücks. Und wie iſt die Belebung dieſes Gedankens dramatiſch bewältigt! Die entzückende Geſtalt der Jugend, vollſaftig und übermütig, kommt um Abſchied zu nehmen von Wurzel, der voll Selbſtüberhebung aus

Digitized by Google

seiner Sphäre gestrebt und seine Lebenskraft vergeudete. Wer kennt es nicht, das Lied:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht bö'e sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n."

Und dann tritt auf Krücken das Alter ein und stellt sich in scherzhaften Reden — gelacht muß immer werden! — als künftiger Gebieter Wurzels vor. Immer schmiegt sich der Dichter im Sinne jener Forderung, die Schiller gegenüber Bürger aufstellte, dem Kinderverstand des Volkes an und giebt ihm in Symbolen Vernunftwahrheiten zu erraten. Im „Alpenkönig und Menschenfeind" findet diese dramatische Form des Volksdichters ihren genialsten Ausdruck und Molière und Shakespeare haben dem zweiten Acte dieses Stückes nichts Größeres an die Seite zu setzen. Rappelkopf ist zerfallen mit sich und der Welt, der Dichter steigert seine Narrheit bis an die äußerste Grenze. Und nun führt er ihn dadurch zurück zu neuem Leben, zur Gesundheit des Geistes und des Gemütes, daß er ihm sein treues Spiegelbild, sein eigenes Selbst, in dramatisch bewegter Handlung vor Augen führt. Der Alpenkönig nimmt die Gestalt Rappelkopfs an und dieser sieht sich selbst mit all' seinen abschreckenden Eigenschaften, er sieht seinen eigenen Wahnsinn in einem

Digitized by Google

anderen wachsen und bis zur Verzweiflung, zum Selbstmord als einzigem Rettungsmittel emporlodern.

Die herrlichen Lieder, mit denen Raimunds Muse uns in diesem Stücke beschenkt hat, sind tief in das Volk gedrungen, die Menschen singen sie überall und von Tausenden ahnt kaum Einer, woher sie stammen. Welcher Deutsche kennt nicht das Lied, mit welchem die Köhlerfamilie ihr Heim im Walde verläßt, das ihr der Menschenfeind Rappelkopf abgekauft hat?

„So leb' denn wohl, Du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus Dir hinaus,
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an Dich zurück."

Am volkstümlichsten ist jedoch das berühmte Hobellied im „Verschwender", in welchem die melancholische Lebensauffassung Raimunds überall durch den Humor hindurchleuchtet.

„Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Wert des Glücks;
Der Eine heißt den Andern dumm,
Am End' weiß keiner nix.
Das ist der allerärmste Mann.
Der andre viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt s' Beide gleich.

Die Jugend will halt stets mit G'walt
In Allem glücklich sein,
Doch wird man nur ein bissel alt,
Da findt' man sich schon drein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wut,
Da klopf' ich meinen Hobel aus
Und denk': Du brummst mir gut!

Digitized by Google

Zeigt ſich der Tod einſt mit Verlaub,
Und ruft mich: Brüderl' kumm,
Da ſtell' ich mich im Anfang taub
Und ſchau' mich gar nicht um.
Doch ſagt er: Lieber Valentin,
Mach' keine Umſtänd', geh!
Da leg' ich meinen Hobel hin
Und ſag' der Welt Adje!"

Der Wert Raimunds wurde von ſeinen gebildeten Zeitgenoſſen erkannt und hochgeſchätzt, und das große Publicum Wiens wurde geläutert durch ihn. Seine Stücke beherrſchten die Bühnen, er ſelbſt aber fand kein Genüge daran. Er hatte in Rappelkopf ein wenig ſich ſelbſt gezeichnet, doch war ſeine eigene Narrheit melancholiſcher Art. Sein Ehrgeiz lugte immer nach dem Burgtheater aus, nach höheren Kronen, als die Wiener Vorſtadt ſie zu bieten hatte. Sein eigener Wert war ihm nicht völlig aufgegangen. Er ſah in Grillparzer einen Gott und in ſich ſelbſt ein Weſen minderer Art, weil jener die Tragödie beherrſchte und er nur das Volksſtück. Und auch als Schauſpieler beneidete er jeden Tragöden. Daß er zu einem ſolchen geboren ſei, ſtand unerſchütterlich feſt bei ihm, trotzdem er einen Sprachfehler hatte. Ein dichteriſcher Ausflug auf das „höhere" Gebiet in der „Unheilbringenden Krone" ſchlug Raimund fehl und das traf ihn hart. Nun ſuchte er als Schauſpieler und Dichter Ruhm in Deutſchland und er erntete in München, Berlin und

Digitized by Google

Hamburg die größten Erfolge seines Lebens. Das gab ihm sein verlorenes Selbstbewußtsein wieder, und er schenkte der Welt seinen unsterblichen „Verschwender." Daß er mit diesem Stücke einst das Burgtheater erobern würde, das hat er sich nie träumen lassen, und doch ist dies geschehen — freilich, fünfzig Jahre nach seinem Tode. Der „Verschwender" ist der Gipfelpunkt der Raimundschen Dichtung, hier sehen wir den Volksdichter in seiner herrlichsten Vollendung. Alles Gemeine und Niedrige des Wiener Localstückes liegt hinter ihm, die Form des Zauberapparates ist fast ganz überwunden, überall pulst warmes Leben. Wenn es hier noch Symbole giebt, dann bilden Valentin, Rosel und Flottwell das personificirte Charakterbild des Wienertums, des österreichischen Volkes überhaupt. Im „Alpenkönig" und im „Verschwender" ragt der Dichterkopf Raimunds in die Weltliteratur empor. Seine naive, reine Seele und sein großes Können, in welchem ein unbewußt schaffender Genius lebendig ist, erheben ihn hoch über so viele gelehrte Dichter des deutschen Volkes. „Man hat oft bedauert", sagt Grillparzer, „daß es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal vor uns." Und an anderer Stelle: „Man muß die Wüste der neuesten deutschen Poesie durchwandelt und gefühlt

Digitized by Google

haben, wie Naturwahrheit und Leben aus dem begriffsmäßigen Gerüste talentloser Ueberschwänglichkeit sich nach und nach völlig zurückzuziehen drohen, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden."

Und dieser ganz einzige Mann, dem gegenüber Wolfgang Menzel die Frage aufwirft: „Welches Volk hat einen größeren Dichter wie Raimund?", den Holtei den „Schiller der Localstücke" nennt, der sich bald den „deutschen Molière, bald den Shakespeare des Volksstückes" genannt sieht, er krankte an dem Wahne, zu etwas ganz Anderem berufen zu sein als er war. Karoline Müller, die Hofburgschauspielerin, erzählte, sie sei einmal in einer Gesellschaft mit Raimund zusammengetroffen und hätte ihm etwas Angenehmes sagen wollen. „Es ist doch recht heilsam für die Kunst, sprach sie, „daß Sie mit Ihren Schauspielen dem Volkstheater und der Localkomik eine höhere und edlere Richtung gegeben haben." Raimund entgegnete mürrisch: „Localkomik? Volkstheater? Ich will gar keine Localstücke schreiben und nichts wissen vom Volkstheater." Und zu Bauernfeld sagte er: „Ich bin zum Tragiker geboren, mir fehlt dazu nix, als die G'stalt und 's Organ." Das war seine Krankheit. Und diese Krankheit wurde ihm oft übel genug gedeutet. Holtei verteidigt ihn und sagt, daß „die scheinbare Eitelkeit

Digitized by Google

und Anmaßung, welche in Raimunds immerwährender Unzufriedenheit den überschwänglichsten Anerkennungsbeweisen gegenüber zu Tage trat, eigentlich in einer geistigen und körperlichen Krankhaftigkeit ihren Grund gehabt habe. Wenn auch krank und reizbar, habe er sich aber stets als eine edle Natur bewährt!" Und Heinrich Anschütz, der große Meister des Burgtheaters, schreibt: „Raimund war eine der edelsten Persönlichkeiten, welche die Kunst- und Theaterwelt aufzuweisen hatte. Mit dem besten, reinsten Gemüt begabt, umfaßte sein feuriger Geist Alles mit gleicher Liebe, was ihm den Eindruck des Guten und Schönen machte."

Zu der unerfreulichen geistigen Disposition des Dichters kam noch, daß er in einer ganz unglücklichen Ehe lebte. Er ging in jugendlichem Leichtsinn ein intimes Verhältnis mit der Schauspielerin Louise Gleich ein, und das Publicum, das damals den Coulissentratsch leidenschaftlich pflegte, erfuhr, daß er sie nicht heiraten wolle. Es hatte Mitleid mit ihr und zischte Raimund so lange Abend für Abend aus, bis er die Collegin zum Altar führte. Dann nahm ihn das Publicum wieder in Gnaden auf — er aber mußte sich in kürzester Frist von der Person scheiden lassen. Und als er später in Antonie Wagner diejenige fand, die ihm seelisch verwandt war, die er hätte heiraten mögen, da

Digitized by Google

konnte dies nicht sein, denn seine katholische Ehe mit Louise Gleich war unauflöslich. Die Verachtete durfte seinen Namen tragen, die Geliebte und Verehrte mußte — seine Geliebte bleiben. Er hinterließ ihr sein Vermögen und seine literarischen Schätze und sie hat sie treu gehütet für die Nachwelt.

Die letzte Steigerung, die Raimunds Hypochondrie erfuhr und die ihn in seinem 46. Jahre in einen freiwilligen Tod trieb, ist aber nicht in seinem Liebesleben zu suchen, sie hängt nach der Versicherung zahlreicher Zeitgenossen auf das Innigste zusammen mit dem Namen und den ersten Erfolgen Johann Nestroys. Dieser scharfe satirische Kopf war Schauspieler am Theater an der Wien, Komiker wie Raimund. Und wie der Letztere kein Genüge fand an der Schalheit der Stücke, in denen er zu spielen hatte, wie Raimund seinen Ruhm als Schauspieler dadurch mehrte, daß er sich selbst Rollen schrieb, so fühlte sich Nestroy, der Cyniker, angewidert von der Poesie der Raimundschen Zaubermärchen, und auch er verfiel auf den Gedanken, seine eigene Natur auszuprägen als Darsteller und als Dichter. Die Zeit war eine andere geworden, die Julirevolution warf ihre Schatten auch nach Wien und nach dem Ableben des Kaisers Franz schäumten die Leidenschaften hoch auf; der Ruf nach Reformen aber wurde erstickt durch das Metternichsche System der Bevormun-

Digitized by Google

dung und Polizeigewalt. Das war die richtige Zeit für das Erstehen eines Satirikers und Cynikers wie Nestroy. Hanswurst als Raisonneur fand empfängliche Gemüter vor. An Stelle der gemütlichen Komik, des goldenen Humors, der allegorischen Poesie, trat jetzt der teuflische Spott, der dreiste Cynismus. „Lumpacivagabundus" hieß das erste Stück Nestroys, das in Wien Erfolg errang, und Raimund stand mit erstaunten Kinderaugen vor dem Anschlagzettel. „So einen gemeinen Titel hätte ich nicht niederschreiben können," sagte er zu Bauernfeld, seinem Begleiter. Und der Inhalt! Raimund entsetzte sich davor. Er sah sein edles Reformwerk von einem wilden stärkeren Geiste bedroht, und die Menge jauchzte diesem Lästerer zu. Alles, was er für die Veredelung der Volksbühne getan, war vergeblich, der Cyniker trat es in den Staub. Stumm und still besuchte er, so erzählt Friedrich Schlögl, eine Aufführung des „Lumpaci." Anfangs schüttelte er den Kopf zu dem Hexensabbath, dann lächelte er, zuletzt lachte er aus vollem Halse mit dem Publicum, und als die Vorstellung zu Ende war, erwachte er wie aus einem bösen Traum. Seufzend sagte er zu seiner Begleiterin: „Das kann i nit! Aber i sich, das g'fallt, i hab' selber lachen müssen — no, so is 's halt mit mir und meine Stuck gar. Alles umsonst!"

Digitized by Google

Raimund war ein reizbares, krankes, großes Kind, darüber sind Alle einig, die mit ihm verkehrten, und als es in Wien bekannt wurde, daß er sich aus Furcht vor der Wasserscheu erschossen habe, weil sein Hund ihn gebissen, da sagte Marinelli, der Schöpfer der Leopoldstädter Bühne: „Ach was, Hund! Der Raimund hätt' sich so wie so erschossen; den hat ein ganz Andrer bissen! Hat er doch selber g'sagt: „Neben 'n Nestroy bin i nix mehr — no, machen m'r halt Platz!" Etwas Wahres ist gewiß an diesem Gerede; Nestroys Siege über ihn hatten Teil an seiner Ueberreizung, seinem freiwilligen, frühen Tode.

In Raimunds Nachlaß fand sich ein Gedicht „An Gutenstein" vor, das in die folgenden wehmütigen Verse ausklingt:

„Und schließt die Kunst mich einst aus ihrem Tempel aus,
Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus!
Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
Dann will ich in dein kühles Brautbett steigen,
In deinem Schooß ruh' mein Gebein,
Mein Grabmal sei in Gutenstein!"

Daß er, der „Volksdichter," ein Unsterblicher sein könne, davon hat ihm nichts geahnt. Daß er eine literarische mißachtete Dichtungsform geadelt, daß er die Wiener Volksbühne reformirt, das rechnete er sich hoch an, aber er glaubte sich auch um dieses kleine Verdienst betrogen, als er sah, wer ihm in der Gunst der Menge folgte. Und daran starb er.

Digitized by Google

Ferdinand Raimund ist der edelste Volksdichter, den das Wiener Theater vor Ludwig Anzengruber besessen, und er hat sich dauernd behauptet im Gedächtnis des ganzen deutschen Volkes, er ist in Wien populär geblieben bis auf den heutigen Tag, so populär, daß an seinem hundertsten Geburtstage eine Gruppe von Idealisten zusammentreten konnte, um eine reformatorische Volksbühne zu gründen, die seinen Namen führen wird, das „Raimund-Theater."

Digitized by Google

Eduard von Bauernfeld.

Eduard von Bauernfeld leitet seine Jugenderinnerungen mit der Erzählung der Umstände ein, welche ihn, den Schuljungen, zum erstenmale mit der deutschen Literatur in Fühlung gebracht haben. Im Jahre 1809, in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai, bombardirte Napoleon Wien. Eine der ersten Bomben zündete im Bodenraum des Hauses, welches Bauernfelds Angehörige mit ihm, dem Siebenjährigen, bewohnten, und äscherte den Dachstuhl ein. Dadurch wurde eine Rumpelkammer bloßgelegt, die der Knabe bis dahin nie betreten hatte. Die Schulen waren geschlossen, er trieb allerlei Unfug zu Hause und gelangte auch auf den vom Brand zerstörten, für ihn äußerst interessanten Bodenraum. Und hier quollen ihm Bücherschätze aus der Rumpelkammer entgegen und er saß tagelang unter freiem Himmel, auf verkohlten Balken, und las. „Da gab es köstliche Speise, die damals so beliebten Ritter-

Digitized by Google

und Geisterromane von Spies und Consorten! Aber auch Theaterstücke! Es waren die Lustspiele von Kotzebue nebst dem elenden Geistingerschen Nachdruck von Goethes Werken mit den miserablen Radirungen. Ich saß auf einem der brandigen Balken und las „Götz", „Egmont," „Clavigo," „Stella" — las tagelang bis zum Abenddunkel. So hatte ich, noch nicht acht Jahre alt, bereits von dem Baume der Erkenntnis genascht, und ich verdanke meine erste Bekanntschaft mit dem größten deutschen Dichter niemand Geringerem, als dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts. — Den hatte ich leibhaftig gesehen, in Schönbrunn, als er Revue hielt. Mein Pflegevater hob mich auf dem Arm empor und flüsterte: „Der ist's!" Es herrschte Totenstille, nur ein paar Commandoworte ertönten. Die Soldaten präsentirten, schlugen an, drückten los, ohne Ladung, nur die Hähne knackten — darauf nahm der Imperator eine Prise und kehrte in das Lust- und Schmerzensschloß der Habsburger zurück."

Welch' eine Spanne Zeit durchmaß der Dichter Bauernfeld nicht seit jenen Maitagen des Jahres 1809 bis zum 9. August 1890! Als er das Schottengymnasium besuchte, schrieb Grillparzer seine „Ahnfrau", begann Ferdinand Raimund seine Laufbahn im Josefstädter Theater, und fast gleichzeitig mit den ersten Stücken Raimunds schrieb auch Bauernfeld die seinigen. Und

Digitized by Google

Bauernfeld überlebte Raimund, der sich in einer zehnjährigen schriftstellerischen Laufbahn die Unsterblichkeit errang, um vierundfünfzig, Grillparzer um zwanzig Jahre und er dichtete noch sterbend an einem Lustspiel. Ein gesegnetes Menschendasein! Bauernfeld erlebte die tiefste Demütigung Deutschlands durch Napoleon, den Sturz des Imperators, die Juli-Revolution, das Ende der zweiten Republik, den Sturz Metternichs, das Jahr 1848, das Jahr 1866, den Sturz des dritten Napoleon, die Aufrichtung des Deutschen Reiches und — den Sturz Bismarcks. Das alles haben nur wenige andere Menschen erlebt; denn nicht alle, die da leben, erleben die Ereignisse ihrer Zeit.

Das reiche Leben Bauernfelds spiegelt sich in seinen Erinnerungen lebendig wieder. Er war der Freund Grillparzers und Raimunds, Moriz Schwinds und Schuberts, er lebte mit Schmerling und Bach, Lenau und Anastasius Grün goldene Jugendtage, er war mit allen Menschen von Bedeutung, die in den letzten sieben Jahrzehnten in Oesterreich öffentlich wirkten, bekannt oder befreundet und er schildert sie Alle im zwölften Band seiner „Gesammelten Werke".

Sein erstes Stück, das er dem Burgtheater 1826 überreichte, war das Lustspiel „Leichtsinn aus Liebe". Man führte es nicht auf und wartete eine zweite Arbeit des jungen Dichters ab. Diese hieß: „Der

Brautwerber" und war ein Luſtſpiel in Alexandrinern, was dem Zeitgeſchmack mehr entſprach. Es kam zur Aufführung und wurde ſanft abgelehnt. Nun faßte Schreyvogel ſich ein Herz und ließ das Erſtlingsſtück Bauernfelds in Scene gehen, und ſiehe, dieſes gefiel und es gefällt noch heute, nach ſechzig Jahren. Zur Zeit dieſer Dichter-Leiden und Freuden führte Bauernfeld ein etwas kümmerliches Leben. Als Student ernährte er ſich vom „Stunden geben", und da ihm daran gelegen ſein mußte, ein Stipendium, das er beſaß, nicht zu verlieren, ſo war er auch immer ein guter Student, und doch beſuchte er die Collegien ſehr ſaumſelig. „Nur unmittelbar vor dem Examen ging es immer heiß her! Durch vierzehn Tage, wohl auch die Nächte, wurde „gebüffelt", um die nötigen „Eminenzen" zuſammen zu raffen, deren ich für mein Stipendium bedurfte". Im September 1826 wurde Bauernfeld als unbeſoldeter Conceptspraktikant angeſtellt und im Jahre 1848 beſchloß er ſeine Beamtenlaufbahn als Concipiſt der Lotto-Direction. Am 13. März, als es in Wien „losging", verließ er ſeine Kanzlei und betrat ſie niemals wieder. Er war damals ſchon ein berühmter Dichter und man hatte Nachſicht mit ihm, er erhielt ſeinen Gehalt ein volles Jahr lang ausbezahlt. Als dieſes Jahr um war, weigerte ſich Bauernfeld, ſeinen Gehalt anzunehmen und man penſionirte ihn auf eigenes

Digitized by Google

Anſuchen. Der Finanzminiſter Philipp Krauß beantragte in einem Vortrage beim Kaiſer die Auszahlung des ganzen Gehaltes (800 fl.) als Ruhegehalt an den Dichter. Das wurde nicht genehmigt, wohl aber wurde ihm der halbe Gehalt zugeſprochen. Er weigerte ſich, dies anzunehmen, denn er hatte blos Anſpruch auf ein Dritteil desſelben, alſo auf 266 fl. 40 kr. Der Miniſter bedeutete ihm, daß die Ablehnung unmöglich, denn es ſei „eine allerhöchſte Entſchließung". „Nun gut", erwiderte Bauernfeld, „ſo weiß ich doch, was ein Schriftſteller in Oeſterreich wert iſt, nämlich 133 fl. 20 kr.!" Der Miniſter lachte und Bauernfelds Beamtenlaufbahn war abgeſchloſſen. An ſeinem ſiebzigſten Geburtstag, zwanzig Jahre ſpäter, wurde Bauernfelds Ruhegehalt auf tauſend Gulden erhöht. Man hatte kurz vorher Grillparzer, an ſeinem achtzigſten Geburtstag, die gleiche Ehre erwieſen.

Grillparzer, der nur um elf Jahre mehr als Bauernfeld zählte, war früh der Gönner und beratende Freund des jungen Luſtſpieldichters geworden. Er war es auch, der dem noch unbekannten ſtrebſamen Jüngling die Hochſchule erſchloß, die er nötig hatte, das Burgtheater. Der freie Eintritt in dieſes Theater war eines der höchſten Ziele, denen der Jüngling zuſtrebte, und er erhielt ihn durch Grillparzers Vermittlung. Aber in welcher Form! „Es wurde mir die Erlaubnis er-

Digitized by Google

teilt, mir in der Wohnung des obersten Kämmerers Grafen Czernin eine Freikarte abzuholen, die ich am nächsten Morgen immer wieder zurückbringen und durch den Kammerdiener Seiner Excellenz auf's neue anfragen sollte, ob die Benützung der Karte auch für den heutigen Tag hohen Orts gestattet würde! Dieser Besuch mit Hindernissen sagte mir nicht zu und ich bediente mich der Karte nur bei bedeutenderen Vorstellungen." Grillparzer las alle Stücke Bauernfelds in der Handschrift, lobte oder tadelte und regte den Verfasser, der ein leidenschaftlicher Umarbeiter war, sehr häufig zu Verbesserungen an. Als Bauernfeld sich schon einen Namen gemacht hatte, lehnte man ein Stück, das er für gut hielt, im Burgtheater ab. Es war dies das Lustspiel „Fortunat", und auch Grillparzer erklärte sich, obwohl mit Einschränkungen, für dasselbe. Bauernfeld, selbst empört und durch seine Freunde noch mehr aufgestachelt, erbat sich eine Audienz beim Kaiser Franz. Er hatte mit dem Stück eine erfolgreiche Rundreise durch alle Wiener Salons angetreten, es bei Ottilie v. Goethe, bei Hammer-Purgstall und bei Graf Louis Szechenyi vor der versammelten hohen Aristokratie vorgelesen, auch Holtei las es bei Frau v. Pereira vor, und dem Urteile Grillparzers gesellte sich das Tiecks und anderer Größen hinzu. Da schwoll dem verletzten Dichter der Kamm und er glaubte den Oberstkämmerer

Digitized by Google

in Grund und Boden beſchämen zu können, wenn ihm vom Kaiſer die Aufführung des „Fortunat“ anbefohlen würde, denn nur Graf Czernin lehnte das Stück ab, nicht der Dramaturg des Burgtheaters.

„Am 26. Januar 1835 ſtand ich vor Kaiſer Franz,“ ſchreibt Bauernfeld, „und zwar zum zweitenmale in meinem Leben. Ich fand den Monarchen bedeutend gealtert ſeit 1829, das ſonſt lebhafte Auge war matt, die Stimme kreiſchender als vor Jahren. Er hörte mich ruhig an, als ich von meinem Stücke ſprach, welches ſowohl von Seiten des Dramaturgen des Hofburgtheaters, wie auch von den erſten ſchriftſtelleriſchen Celebritäten für mein beſtes anerkannt und von namhaften Hoftheatern, wie Berlin und Dresden, zur Aufführung angenommen worden, während nur der Herr Oberſte Kämmerer ſich weigere. . . .“

„Ja, der Czernin hat zu reden, ſonſt kein Menſch!“ unterbrach mich der Kaiſer.

Auf die ſehr ſachlichen Einwendungen des Dichters, in denen er ſich auf ſeine früheren Arbeiten beruft, ſagt der Kaiſer: „Ihre Stuck' g'fallen mir auch, ſie ſind luſtig und ich ſeh' ſie gern. Aber wenn der Graf Czernin nein ſagt — nur der hat zu reden! Es war g'fehlt von dem Deinhardſtein, wenn er Ihnen Hoffnung g'macht hat — aber ich will ihm nix nachſagen, er iſt ein guter Menſch.“

Digitized by Google

Bauernfeld: „Ich habe mir erlaubt, das Stück im geheimen Cabinet einzureichen. Wenn Euere Majestät geruhen wollten, einen Blick in dasselbe zu werfen. . . ."

Der Kaiser: „Dafür ist der Czernin da! Ich kann nit Alles entscheiden. Verzeihen S', daß ich's Ihnen sag'; aber da müßt' ich am End' auch noch den Bettelrichter machen. (Der Kaiser schlug eine trockene Lache auf.) Der Vorgesetzte hat zu urteilen. Sie sind selber ein Beamter, Sie müssen das wissen. Noch ein mal: „Ihre Stuck g'fallen mir! Schreiben S' nur wieder was Lustig's und der Czernin wird's g'wiß annehmen."

Ein freundliches Kopfnicken und Bauernfeld war entlassen. Der Kaiser hatte in dieser Audienz einen seiner berühmtesten Aussprüche: „Ich brauche keine Gelehrten, nur gute Beamte," vor dem Dichter des „Fortunat" illustrirt. Aber damit erklärte Bauernfeld sich noch immer nicht für besiegt, er übergab das Stück dem Josefstädter Theater und dort wurde es aufgeführt. Grillparzer und alle literarischen Freunde und Gönner wohnten der Vorstellung bei, doch scheint das Lustspiel an dieser Stätte und in mangelhafter Darstellung keinen Eindruck gemacht zu haben, denn es verschwand bald wieder. Costenoble spricht in seinen Tagebüchern von einem Durchfall des Stückes.

Digitized by Google

Doch dieser schlimme Zustand, dieser geistige Druck hatte auch sein Gutes. Er reifte in Bauernfeld die feinsten Kräfte und gab seiner Satire eine schalkhafte Färbung, so daß Niemand ihr gram sein konnte. Gröbere Naturen verstanden viele seiner satirischen Stücke überhaupt nicht. Kurz vor dem Ausbruch der März-Revolution, als Metternich auf dem Gipfel seiner Macht war, schrieb Bauernfeld sein Lustspiel „Großjährig", in welchem er dem „System" überaus scharf zu Leibe ging. Als er fertig war, lernte sein Freund Alexander Baumann (Verfasser des „Versprechens hinter'm Herd"), der im Bureau des Ministers Graf Kolowrat angestellt war, dasselbe kennen und er bat sich das Lustspiel für eine Privatvorstellung auf dem Landsitz des Ministers aus. Der Dichter willigte ein. Der Graf fand das Stück charmant und sein Fürwort bahnte der Satire den Weg auf die Bretter des Burgtheaters. Die erste Aufführung war stürmisch. Einige Tage später äußerte Erzherzog Ludwig, als er in das Theater ging, zu Graf Kolowrat: er höre, daß er selbst in dem Stück vorkomme. Der Graf versicherte hoch und teuer, daß in dem harmlosen bürgerlichen Lustspiel von derlei Anspielungen durchaus nicht die Rede sei. Wieder einige Tage später sagte ihm der Erzherzog, der einen gewissen trockenen Humor besaß: „Ich hab' das Stück gesehen — ich komm' doch darin vor und

Digitized by Google

Sie eigentlich auch!" — Der Erzherzog hatte die Satire verstanden, der Conferenz-Minister Graf Kolowrat nicht. — In einem anderen Lustspiele stellte Bauernfeld Saphir und Bäuerle an den Pranger, die kritischen Scharfrichter von Alt-Wien, und das war eine seiner kühnsten Taten.

Bauernfeld war, wie Grillparzer, eine durchaus politisch veranlagte Natur, doch unterschied er sich von dem Dichter des „Ottokar" durch die Lebhaftigkeit seines Naturells und den Trieb, sich politisch zu betätigen. Das Metternichsche Polizei-, Spionier- und Bevormundungs-System hatte mit seiner gewalttätigen Bornirtheit aus den frömmsten poetischen Lammsnaturen politische Raisonneure gemacht. Alles, was im alten Oesterreich die Feder führte, politisirte. Jeder fühlte die Kette an seinen Füßen, auf jedem lastete der Druck des Systems, der Fluch der Censur, und wenn einer einen Vers niederschrieb, wußte er nie, ob er ihn auch für das Publicum oder nur für den polizeilichen Censor geschrieben.

Eduard von Bauernfeld war einer der beweglichsten Geister des alten Oesterreich, ein Vollblutwiener seinem Temperamente nach, reichbegabt, hochgebildet und von unwandelbarer deutscher Treue in seiner Gesinnung. Sein Leben war der Oeffentlichkeit gewidmet, seit er denken konnte und die Leichtigkeit, die Anmut und

Digitized by Google

die Beweglichkeit ſeiner Luſtſpielgeſtalten, die Meiſterſchaft ſeiner geiſtvollen Wechſelrede, die ihm erlaubt, ohne zu verletzen, alles zu ſagen, ſie ſind zurückzuführen auf ſein vornehm-geſelliges Leben, ſeinen ſeit der Studentenzeit ununterbrochenen Verkehr mit den beſten Wiener Geſellſchaftskreiſen. Und er war ein Mann der Arbeit, der ernſten, unerbittlichen Strenge gegen ſich und ſein Talent. Niemals warf er ein Werk leichtſinnig auf die Scene. Das Unglück ſo vieler Luſtſpieltalente iſt es, daß ſie glauben, einige gute Einfälle genügten, ein Werk zu tragen. Was es heißt, ein dramatiſches Werk zu geſtalten, erfahren ſie nie, denn ſie ſcheuen die Arbeit. Anſtatt ein Stück fertig zu machen, ſchreiben ſie zwei neue. Freilich taugen dann alle drei nichts. Das Feuerwerk eines guten Einfalles iſt bald verpraſſelt; der architektoniſche Bau einer humorvollen Compoſition aber bleibt beſtehen, und wir erleben jedes einzelne witzige Wort auf's neue, ſo oft ein gut durchdachtes, dramatiſch gegliedertes Luſtſpiel uns vorgeführt wird. Das Beiſpiel eines hochbegabten, aber liederlichen öſterreichiſchen Luſtſpieldichters iſt Julius Roſen, das Muſter eines ſtrengen, echt literariſchen Arbeiters unter den öſterreichiſchen Dichtern iſt Bauernfeld. Und doch hat es nicht an Pedanten gefehlt, die dieſen feinnervigen Wieneriſchen Geiſt vertiefen, ihm mehr künſtleriſchen Ernſt beibringen wollten. Der be-

Digitized by Google

rühmte Charakterspieler Seydelmann, der 1831 am Burgtheater gastirte, führte eine weitläufige Correspondenz mit dem jungen Dichter über das Thema, wie er es machen müßte, seine Charaktere zu vertiefen, so zwar, daß sie würdig wären — auch von ihm gespielt zu werden. Auch sein Wiener- und Oesterreichertum ist ihm von mancher Seite verargt worden. Er spricht sich über diesen Punkt in seinen Erinnerungen wie folgt aus: „Man hat mir häufig den Vorwurf gemacht, daß meine Lustspiele, vom „Liebesprotokoll", den „Bekenntnissen" und „Bürgerlich und Romantisch" bis auf die neueren: „Aus der Gesellschaft" und „Moderne Jugend" die wiener Localfarbe mehr oder minder zur Schau tragen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Terenz und Plautus bis auf den Franzosen Molière, den Dänen Holberg und den kleindeutschen Kotzebue haben dasselbe getan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert. Mit mehr oder weniger Genie — darauf kommt freilich Alles an! Wir sind eben Epigonen, und ein Schelm, der mehr gibt oder sich zu geben anstellt, als er hat! Ich bin und bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen wie in diesen Skizzen schlechterdings Nichts bringen, als die

Digitized by Google

Anſchauungen eines Deutſch-Öſterreichers, der unſere Zuſtände, wie ſie ihm erſcheinen, in Ernſt und Scherz, sine ira et studio, wahrheitsgetreu darzuſtellen ſich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutſche Geſammtvaterland, das gemeinſame Bildungselement immer und ewig im Auge behalte, verſteht ſich von ſelbſt! Ich empfinde mich nun einmal weit mehr als Landsmann Leſſings oder Goethes, denn irgend eines „Wenzel" oder „Janos" oder ſonſt eines Menſchen auf „iński", „icki", „vich", mit denen mich ein politiſches Schickſal zuſammengeſchweißt und die im Grunde ſo wenig mit mir zu ſchaffen haben wollen, als ich mit ihnen."

Aus dieſen Worten ſpricht der Dichter, der politiſche Raiſonneur und der Deutſche zu uns — der lebendige Bauernfeld. „Oeſterreich iſt deutſchen Urſprungs," ſagt er an anderer Stelle. „Seine frühere Aufgabe war, die Barbaren zu bekämpfen, ſeine ſpätere: ſie zu cultiviren. Dieſes letztere iſt leider verſäumt worden." Dieſe und die früheren Sätze begegnen ſich ganz und gar mit Grillparzers politiſchen Anſchauungen. Auch im Jahre 1848 waren die beiden Dichter einer Meinung, doch ſind ſie beide auf ganz verſchiedene Weiſe dem unmittelbaren Zuge und den Folgen der Revolution entriſſen worden. Bauernfeld war einer der „Rädelsführer," und er wäre unzweifelhaft ſo tief

Digitized by Google

in die Revolution hineingeraten wie Meſſenhauſer und Robert Blum, aber eine typhöſe Kopfkrankheit warf ihn in den entſcheidenden Tagen plötzlich nieder, und ſo wurde aus einem tatkräftig wirkenden Revolutionär ein Zuſchauer der Ereigniſſe. Die Stadt Wien ſandte Anaſtaſius Grün, Schuſelka, Kuranda und Bauernfeld nach Frankfurt, aber der letztgenannte hatte die Eiskappe auf dem Kopfe, als die Wahl vollzogen wurde, und die Aerzte ſprachen von geiſtiger Schonung auch in Zukunft. Alexander Bach, Doblhoff, Alfred Becher, der Hofſchauſpieler Fichtner, Deſſauer und Alex. Baumann hielten abwechſelnd die Nachtwache bei dem Dichter, und die ganze Wiener Geſellſchaft nahm ſelbſt in dieſer aufgeregten Zeit teil an dem Schickſal des Luſtſpieldichters, auch Erzherzog Johann, der ſpätere Reichsverweſer, erkundigte ſich wiederholt nach ſeinem Befinden. Die Geſellſchaft ſeiner engeren Freunde beſtand faſt ausſchließlich aus Politikern, die ſpäter eine Rolle ſpielten oder doch wenigſtens erſchoſſen wurden. Daß Bauernfeld jetzt politiſch gelähmt war und auch auf ſeinen Sitz in Frankfurt verzichten mußte, hat ihn uns vielleicht erhalten, denn Niemand weiß, was geſchehen wäre.

Bauernfeld war ſchon im Vormärz einer der unermüdlichſten Ankämpfer gegen die Cenſur, ſeine Feder war geſucht, wenn es galt, Uebelſtände zu bekämpfen.

Digitized by Google

Er führte für das ganze literarische Wien jener Tage das Wort in einer Denkschrift gegen die Censur. Dieselbe wurde am 20. Februar 1845 bei Hammer-Purgstall in Gegenwart aller hervorragenden Schriftsteller Oesterreichs vorgelesen, später den Erzherzogen einzeln überreicht, Metternich aber empfing die Herren nicht und er legte die Denkschrift lächelnd beiseite. Endlicher, der später für den erkrankten Bauernfeld das Mandat in Frankfurt ausübte, sagte bei der Audienz vor den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl: „Bei den jetzigen Censurverhältnissen müsse man sich schämen, ein Oesterreicher zu sein!" Die anderen Glieder der Abordnung erschraken. „Erzherzog Ludwig steckte das Kinn noch tiefer in die steife, weiße Cravate, ließ aber das kecke Wort fallen. Im Ganzen waren wir gut aufgenommen worden." Am 15. März 1848, als die ungarische Deputation, Kossuth an der Spitze, in Wien erwartet wurde, stand Bauernfeld wieder vor Mitgliedern des Kaiserhauses. Er hatte einen Aufsatz über die „gegenwärtige Sachlage" verfaßt und mit diesem in der Tasche drang er in die Hofburg. Er sah ziemlich proletarierhaft aus, hatte einige Nächte nicht geschlafen, trug eine graue Blouse und beschmutzte Stiefel, einen Stock und einen breiten Hut und war unrasirt. So kam er unter die Excellenzen in die Burg und frug nach dem Erzherzog Karl. „Die Antichambre war überaus artig,

Digitized by Google

ließ sich in Gespräche mit mir ein. Nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, sprang ich gleich medias in res. Ich schilderte die allgemeine Auflösung, sprach von Freiheit und Menschenrechten, hieb wohl in der Fieberhitze hie und da über die Schnur. Meine Zuhörer blieben nicht unbewegt bei meiner Darstellung; Fürsten, Grafen und Generäle schüttelten mir die Hand. Die Denkschrift, die ich hervorgezogen hatte, ging von Hand zu Hand — ich weiß nicht, wer von den Herren sie zur Erinnerung zurückbehalten hat.

Inzwischen war der Erzherzog Franz Karl erschienen. Ich trug ihm kurz unser Aller Begehren vor, welches eigentlich in dem Worte und Begriffe „Constitution" gipfelte. Der Erzherzog gab mir einen Zettel. Darauf stand unseres Erinnerns (der Dichter bezieht sich hier auf Auersperg-Anastasius Grün, mit dem er im Vorzimmer des Kaisers zusammengetroffen war) nichts, als: „Ich gebe Preßfreiheit und Constitution" — von der Hand des Prinzen geschrieben, aber ohne Unterschrift. „Bringen Sie das dem Volke!" sagte der gutmütig-ängstliche Erzherzog. Ich wendete ein, daß der Zettel ohne den Namen des Monarchen so gut wie keinen Wert habe. „Gut, gut! Ich will mich sogleich zu Seiner Majestät begeben," sagte der Erzherzog. „Warten Sie, bis ich wieder komme."

Digitized by Google

Eine Seitentür wird geöffnet, man sieht den Kaiser unruhig auf- und abgehen, und nun entwickelt sich die Vorzimmerscene weiter. Der Erzherzog kommt nicht zurück, Bauernfeld wird unruhig; endlich sagt man ihm, daß, „sobald Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Ludwig abgespeist haben," ein Minister- und Familienrat stattfinden werde. „Wie kann man jetzt ans Essen denken!" polterte ich heraus, zum Erschrecken der erstarrten Hofherren und Hofkammerdiener. Plötzlich wurden die Flügeltüren weit geöffnet. Der Palatin Erzherzog Stefan trat ein. Er war eben aus Pest gekommen. „Kaiserliche Hoheit kommen als Rettungs-Engel!" rief ich ihm zu — „endlich ein Mann, mit dem sich ein Wort sprechen läßt, der uns verstehen wird."

Auersperg beeilte sich, den aufgeregten Genossen dem erstaunten Erzherzog vorzustellen, und dieser forderte, nach kurzem Wortwechsel, den Dichter auf, seine Wünsche und Anträge schriftlich zu formuliren. Seine mitgebrachte Denkschrift war verschwunden, er setzte sich also im Vorzimmer nieder und schrieb in dem Gesurre einen neuen Entwurf. Erzherzog Stefan ließ bald nach der Arbeit fragen und Bauernfeld sandte sie ihm in den Conferenzsaal. Die Vorzimmer leerten sich allmälich, Bauernfeld aber harrte unverdrossen aus. Als Erzherzog Franz Karl aber nach stundenlangem Warten noch immer nicht erschien, ja, offenbar auf ihn und

Digitized by Google

seinen Zettel vergessen hatte, da verließ auch den Dichter der Mut und er ging von dannen — ohne dem Volke „Preßfreiheit und Constitution" gebracht zu haben.

Daß diesen hochgradig erregten, leidenschaftlichen Politiker bald darauf eine typhöse Krankheit befiel, wurde schon gesagt. Seine politische Rolle war damit ausgespielt.

Als nach dem Sturmjahr ein Freund Bauernfelds, Graf Stadion, das Ministerium des Innern übernommen hatte, suchte dieser seine Feder in einer Theaterfrage. Stadion war nämlich der Meinung, daß das Burgtheater unter das Ministerium gehöre, daß es aus einer Hofbühne ein staatliches Schauspielhaus werden müsse. Bauernfeld sollte Director dieses Theaters werden und jetzt eine Denkschrift für den Minister ausarbeiten über diesen Gegenstand. Der Dichter sagte zu, aber diesmal lachte er über einen Minister: „Eher werden Sie Oesterreich in eine Republik umwandeln, als das Burgtheater in eine Staatsbühne!" Und Graf Stadion schied alsbald aus dem Ministerium Felix Schwarzenberg, er war schwer erkrankt; damit war für immer auch der Gedanke beseitigt, aus dem Burgtheater eine Staatsbühne zu machen. Bauernfeld aber, dem man in jenen Tagen der Gährung die Direction des zu reformirenden Hof-

Digitized by Google

burgtheaters angeboten, beschloß seine Laufbahn als Concipist der Lotto-Direction. Niemals ist ihm irgend eine staatliche Anerkennung geworden. Die Stadt Wien, deren Sohn er war, hat ihn geehrt; Oesterreich, für das der Raisonneur sein Herzblut hingegeben hätte, kannte ihn nicht. Und wie leicht hätte man ihn ehren können nach Verdienst. Anastasius Grün hatte vermöge seiner Geburt Sitz und Stimme im Herrenhause, Grillparzer wurde vermöge seines Dichterruhms in dasselbe berufen — an Eduard v. Bauernfeld hat Niemand gedacht; und doch war er einer der hellsten Köpfe Alt-Österreichs.

Diese Kennzeichnung Bauernfelds ist mehr ein Lebens- als ein Literaturbild geworden; das literarische Charakterbild des Dichters ist aber ein so eigenartiges, daß es vielleicht mehr Worte verdient hätte. Es sind gute, ausgezeichnete deutsche Lustspiele geschrieben worden in den letzten hundert Jahren, aber einen Lustspieldichter gab es in Deutschland noch nicht. Jedes gute Lustspiel, das wir besitzen, schrieb ein Anderer: Lessing, Kleist, Gustav Freytag, Ludwig Anzengruber. Eduard von Bauernfeld aber steht als ein höherer Scribe Deutschlands allein, er war als Lustspieldichter eine literarische Persönlichkeit wie wir vor ihm noch keine besessen haben. Sein Wienertum schränkt seine Bedeutung nicht ein, nein, es erhöht

Digitized by Google

dieſelbe. Bauernfeld war eines der aufrichtigſten Kinder ſeiner Zeit, er dichtete wie ihm der Schnabel gewachſen war, und eben deshalb ſind ſeine Luſtſpiele, die von 1826 bis 1880 reichen, ein biographiſch-ſatiriſches Denkmal der Wiener Geſellſchaft geworden — der Wiener Geſellſchaft von den Congreßtagen bis zum Ausbau der Ringſtraße und ihrer Beſiedelung mit dem Börſenadel. Er lebte und webte in dieſer Geſellſchaft, machte all' ihre Wandlungen mit und hielt ihr ſiebzig Jahre lang den Spiegel vor. Einundfünfzig Luſtſpiele kamen im Burgtheater an weit mehr als tauſend Abenden von ihm zur Aufführung.

Eduard von Bauernfeld war das Ideal eines „modernen" Dichters, d. h. er war der aufrichtige, nie alternde Zeitgenoſſe dreier Generationen, und wer ein ſo vollendeter Ausdruck ſeiner eigenen Zeiten war, den werden auch künftige zu ſchätzen wiſſen.

Digitized by Google

Robert Hamerling.

Ein kurzer Sommeraufenthalt im niederöſterreichiſchen Waldviertel führte mich eines Tages auch nach Kirchberg am Walde. Das Dorf ſtützt ſich auf ein idylliſches, von murmelnden Bächen durchrieſeltes Tal und wächst an einer Hügellehne empor, auf deren Gipfel ſich das ſtolze Schloß der Gräfin von Chambord erhebt. Man durchſchreitet den Ort, der an den Wildpark des Schloſſes angrenzt, und bleibt vor dem unſcheinbarſten und niederſten, dem letzten Häuschen des Dorfes überraſcht ſtehen, denn eine marmorne Gedenktafel zeichnet dieſe Hütte aus und der Wanderer erfährt, daß Robert Hamerling hier geboren wurde. Ich betrat das Häuschen, das von armen Taglöhnersleuten bewohnt war. Ein krankes Kind, das tauſend Fliegen umſchwirrten, lag in einer ſchmutzigen Wiege, und die bekümmerte Mutter desſelben hatte nur karge Antworten auf meine und meines Genoſſen Fragen.

Digitized by Google

Sie wußte wenig, es hat ſich keine Ueberlieferung erhalten in dieſem Häuschen, das einſt dem Weber Peter Hamerling gehörte und ſeitdem wiederholt ſeinen Beſitzer wechſelte. Nur ſo viel iſt verbürgt: in dieſem Zimmer wurde ein bedeutender Dichter geboren. Als ich wieder auf der Straße ſtand, da wuchs die niedere Weberhütte vor mir allmälig empor, ſie ragte hoch über das Schloß nebenan, in welchem das enttronte franzöſiſche Königtum hauste, als hier einer der kühnſten deutſchen Dichter in der Wiege lag.

Bei dem Gedanken an die Jugend Hamerlings wird man das unerfreuliche Bild der Armut und des Elends nicht los, das dem Beſucher ſeiner Geburtsſtätte vor Augen trat. Arme Webersleute waren ſeine Eltern, ſie büßten ihr Häuschen ein und mußten Kirchberg verlaſſen. Der Vater kam als Diener zu dem freiherrlichen Beſitzer des Schloſſes Engelſtein, Mutter und Kind lebten in dem zum Schloſſe gehörigen Dorfe Groß-Schönau, und da auch die Frau zu ſchaffen und ſich zu regen hatte, geriet das unbeaufſichtigte Kind in tauſend Gefahren. Aber aus dem Knaben, den man aus Waſſerkübeln und Waſſertümpeln, aus dem Engelſteiner Fiſchteich und ſogar aus einem Brunnen zog und immer wieder dem Leben gab, aus dieſem Knaben wurde Robert Hamerling. Er beſtieg einen Fürſtentron im Reiche deutſcher Dichtung, während der König-

Digitized by Google

liche Nachbar seines Vaterhauses, dem er als Kind nicht den Staub hätte von den Füßen lecken dürfen, in der Fremde starb und auch sein Schloß in anderen Besitz überging. So kreuzen sich die Lebenswege, so wandeln die Niederen hinauf und die Hohen herab, so gestalten sich Schicksale.

Eines hatten die neidischen Götter ihrem Liebling versagt und dies war ein hohes Gut: die Gesundheit des Leibes. Wie tief erschütternd wirkt es, wenn man in des Dichters „Schwanenlied der Romantik", das er um 1861 vollendete, liest: „Zarte Lieder sang ich einsam und freudenleer, das jugendliche Haupt im Siechtum gebeugt, aber still im Busen während der Seele gold'nes Ideal." Ein Bild des Jammers und des stolzesten Bewußtseins! Der Dichter war schon krank, als er, nach zwei kleineren Versuchen, um 1860, mit seiner bedeutsamen Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen" hervortrat und zum erstenmale die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich lenkte; und als ein sieder Mann schuf er in dreißig Jahren eine Reihe von Werken, die man immer zu den glanzvollsten Leistungen deutscher Dichtung zählen wird, obwohl es nie an Stimmen fehlte, die für ihre Verkleinerung wirkten, gegen ihre Überschätzung redeten. Es hat eben immer Menschen gegeben, welche beflissen sind das Stralende zu schwärzen.

Digitized by Google

Wer Hamerlings Bild zum erstenmale sieht, empfängt einen gewaltigen Eindruck von seinem Kopfe. Ein ehernes, edles Haupt mit bis auf die Schulter herabwallendem Haare, eine gedankendurchfurchte Stirn, darunter ein sinnendes Auge, einen nach innen gewendeten Blick. Weltfremd, aber nicht weltfeind ist sein Wesen, und wer ihn je in seiner etwas steifen Haltung hinwandeln sah, vergißt ihn nicht. Er blieb in seiner Gewandung immer etwas hinter der Mode zurück und er war uns geistig stets voraus, er übersah leicht das Alltägliche, aber seiner Seele blieb keine Regung des Zeitalters fremd. Hamerling hatte als Dichter etwas von einem gottbegnadeten Seher, und es werden vielleicht Tage kommen, in denen man ihn als einen nationalen Heros vergöttert, denn urgewaltig und einzig sind die Töne, die er anzuschlagen vermochte, wenn er sein Volk besang. Der „Germanenzug" ist die herrlichste Offenbarung dichterischen Nationalbewußtseins, welche die Literatur des Jahrhunderts kennt, und ihm reihen sich eine stattliche Zahl moderner Dichtungen nationaler Art an. Hamerling durfte, als einmal die Rede auf diese Richtung seiner Tätigkeit kam, von sich sagen: „Ich habe als nationaler Dichter meine Schuldigkeit getan." Wir Alle wissen, daß er mehr als das getan hat.

Digitized by Google

Zu den Jugendwerken Hamerlings zählt man Alles, was er bis 1860 veröffentlichte: den „Sängergruß von der Adria," „Venus im Exil," „Sinnen und Minnen." Das weltfremde Wesen des Dichters spiegelt sich in diesen Gedichten sehr scharf ab, denn keine Blutwelle des Lebens, kein Ton der Zeit spricht aus ihnen. Eine besondere Persönlichkeit spürt man nur hinter der Form, dem hohen Klang dieser Verse, nicht in ihrem Inhalt, der sich nirgends mit Lebenserfahrung sättigt, nirgends eine menschlich ergreifende Wahrheit verkündet. Es ist ein rein geistiges Weben und Dichten, das seine Fäden aus der Ueberlieferung der Literatur spinnt und sich akademisch und mit hoher Kunst in Versen offenbart. Erst im „Schwanenlied der Romantik" (1862) betritt die Muse Hamerlings, die bis dahin in Wolkenhöhen gewandelt, die Erde, und damit wächst die Kraft des Dichters. Er klagt in der Fremde sein Leid, sein Heimweh, er bekämpft in scharfen, weltschmerzlichen Worten den rauhen Geist der Zeit, der alles Schöne und Holde tötet, Vergangenheit und Gegenwart spiegeln sich eigenartig in seinem Gemüte, die Wirklichkeit hat Macht gewonnen über sein Denken und Empfinden und uns ergreift seine wehmutsvolle Klage über den Untergang der alten Zeiten. Und zum Schluß erhebt der Dichter sich zu einer innigfrommen Verherrlichung seines Vaterlandes, Alldeutsch-

Digitized by Google

lands, und auf seinen Altar rettet er die Ideale der Kindheit. Das Gedicht ist von hinreißendem Schwung und es gipfelt in der Versöhnung des Dichters mit der neuen Zeit. Seinem Vaterlande ruft er zu:

„Nur fleh' ich, nie mißachte, im neuen Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!
Entfache des Geistes Leuchte zu nie geseh'nem Glanz,
Doch pflege Du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz —
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart
Was Wirklichkeit Dir immer für gold'ne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!
Und weil es Dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ew'gen Sonnenstrals;
Hoch halt' es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!"

Auf diese Erhebung des Sängers zu einem modernen, in seiner Zeit und seinem Vaterland wurzelnden Dichter folgte alsbald (1863) ein noch höherer Flug desselben im „Germanenzug." Der Heldenjüngling „Teut" führt sein Volk nach Europa und an der Grenze rastet er auf seiner Wanderung. Da erscheint die Urmutter „Asia" dem Kühnen im Traum und verkündet ihm die Schicksale der Germanen, ihre Kämpfe, ihre Leiden, ihren endlichen Sieg über die Welt und die eigenen Schwächen. Mit gestaltender Kraft hat Hamerling hier in wenigen Strichen ein Bild entworfen, eine große epische Scene aufgerollt, und er weiß sie

Digitized by Google

mit begeisterndem Inhalt zu füllen. Kein Deutscher kann diese ganz einzige Dichtung ohne tiefe, andachtsvolle Ergriffenheit lesen.

Diese dichterischen Gaben Hamerlings weckten helle Begeisterung, die deutsche Jugend und die gebildeten Frauen berauschten sich an ihnen. Doch hatte der Dichter noch lange nicht seinen Höhepunkt erklommen. Er wandte sich jetzt viel größeren Arbeiten zu, er suchte weltgeschichtlichen Hintergrund für seine Gestaltungen und trat 1866 mit „Ahasver in Rom" hervor. Bis zu jenem Tage hatten in neuerer Zeit blos zwei Epen mit geschichtlichem Hintergrund die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen vermocht, Linggs „Völkerwanderung" und Jordans „Nibelungen." In hoher Gunst des Publicums waren Dichtungen von Redwitz („Amaranth"), Roquette („Waldmeisters Brautfahrt"), Kinkel („Otto der Schütz" und Scheffel („Trompeter von Säkkingen"). Da trat Hamerling mit seinem durchaus modern empfundenen, realistischen „Ahasver" unter diese Lieblinge der Nation und erhob seine gewaltige Stimme. Es war ein europäischer Erfolg. Der Dichter wurde gepriesen und verlästert, in den Himmel gehoben, und der sträflichen Neigung für das glänzende Laster geziehen. In diesem großen Werke Hamerlings zeigte sich endlich klar und scharf seine dichterische Persönlichkeit. Er malte mit kühnen Strichen, mit leuchtenden,

Digitized by Google

oft grellen Farben, seine Phantasie schwang sich mit hoher Sprachgewalt in geistige Fernen, sein Geist wandte sich nirgends dem Individuellen zu, er suchte das Typische, das Symbolische zu gestalten. In „Ahasver" und „Nero" stehen sich tiefste Todessehnsucht und höchste Lebenskraft der Menschheit gegenüber, und sie kämpfen miteinander einen gewaltigen, gedankenschweren Kampf. Aber der Dichter hat trotz der philosophischen Gliederung seines Werkes das Wunder zustande gebracht, uns menschlich für die Gestalten, die er geschaffen, zu erwärmen, ja leidenschaftlich zu erhitzen. Seine bildnerische Kraft ist ebenso groß wie seine Sprachgewalt. Er zaubert uns den Kopf Ahasvers in drei Versen vor die Sinne, die das Bild unvergeßlich machen:

„Die Schläf' umschlingt sein langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein,
Und seine Augen nisten drin wie Adler."

Ein Epiker, der seinem Helden so greifbare Gestalt zu leihen weiß, der darf auch manchmal in der Rede abstract werden, er darf sich in philosophischen Speculationen verlieren, denen zu folgen nicht all' seinen Lesern möglich ist. Auf „Ahasver" folgten 1869 „Der König von Sion", später „Die sieben Todsünden." Diese Dichtungen sind in denselben brennenden Farben gehalten, wie „Ahasver" und sie trugen Hamerling die billige Bezeichnung eines „Makart der Literatur" ein.

Digitized by Google

Den „König von Sion" bezeichnete Hamerling selbst als das Werk, welches ihm persönlich am liebsten, das seinem Herzen am nächsten stehe. In die Gestalt des Johann von Leyden hat er viel Eigenes gelegt, namentlich in die Herzensgeschichte des Helden. Mit „Ahasver" und dem „König von Sion" war die Physiognomie Hamerlings für die Literaturgeschichte unserer Zeit endgiltig festgestellt, und er wurde von da an nur nach starren Formeln beurteilt. Weil er die zwei erfolgreichsten geschichtlichen Epen der deutschen Literatur geschrieben, weil er überreife Üppigkeit, den Wahnwitz der Selbstsucht, den Taumel des Lasters, Tierhetze und Hungersnot, den Brand von Rom und das belagerte Münster so unnachahmlich geschildert, erwartete man, er würde sich auch ferner in demselben Stoffkreis bewegen. Das tat er nicht, obwohl er noch einmal einen geschichtlichen Gipfelpunkt in der Entwicklung der modernen Welt erstieg, um von seiner Höhe aus das Wort zu erheben. Hamerling beschäftigte sich mit der großen französischen Revolution, aber kein Epos wollte sich gestalten, es wurde ein Drama. Zum erstenmale ging er dem Individuellen nach, zum erstenmale spann er seine Fäden aus Charakteren, nicht aus großen Ereignissen: „Danton und Robespierre" sind die Helden seines Werkes geworden. Diese Tragödie Hamerlings ist ein merkwürdiges Gemisch von theoretischer, dogma-

Digitized by Google

tiſcher Revolutionspoeſie, von geſchichtlichen Tiefblicken, theatraliſchen Effecten, gediegener Charakterzeichnung und naivſten Compoſitionsfehlern. Der Dichter konnte ſich nicht loslöſen von dem epiſchen Boden, in dem er wurzelte, und ſo ſehr der Geſchichtskundige, der ſeinen Taine geleſen und verſtanden, mit Hamerling zufrieden ſein wird, der Dramaturg und Regiſſeur kann es nicht ſein. Zu ſagen, man ſchreibe ein Drama, aber kein Theaterſtück, wie es der Dichter getan, geht nicht an. Man beherrſcht eine Form oder man beherrſcht ſie nicht, und man wählt als Künſtler nur die, welche man beherrſcht. Trotz ihrer Fehler bietet die Tragödie Hamerlings, die nur zu viel will, im Großen ein anſchauliches und wirkungsvolles Bild der bewegenden Kräfte und Charaktere der Revolution, und ſie wird vielleicht nach Jahren einmal für die Bühne gewonnen werden.

Nach dieſen Schöpfungen geriet Hamerling wieder auf das nationale Gebiet, dem er in gelegentlichen Gedichten immer treu blieb; er ſchrieb 1872 das ſatiriſche Scherzſpiel „Tent," das in der Form auf Ariſtophanes zurückgeht und die Schwächen der Deutſchen in Witzworten und Redeformen geißelt, die ſich unmittelbar an den Tag hielten. Es iſt ein gar abſchreckendes Spiegelbild, das der Dichter uns da vorhält, aber es fehlt zum Schluſſe doch nicht an Erhebung in dieſem

Digitized by Google

nationalen Poſſenſpiel voll blutiger Satire. Mit einer anderen Comödie, „Lord Lucifer," beſchloß er 1880 ſeine Verſuche in dramatiſcher Form. Vorher hatte er den Künſtler- und Liebesroman „Aſpaſia" aus dem alten Hellas geſchrieben und war erfolgreich und mit hoher Kunſt die „antiquariſchen" Wege gewandelt, die Ebers alsbald zu einer breiten Heerſtraße für alle mittelmäßigen deutſchen Dichter auftrat. Als Ueberſetzer aus dem Italieniſchen und namentlich als Nachdichter des Apulejus in „Amor und Pſyche" betätigte ſich Hamerling mit Meiſterſchaft. Auch trat er uns 1884 als Proſaſchriftſteller in zwei Bänden Eſſays und Kritiken und 1886 noch einmal als Lyriker nahe durch ſeine Gedicht-Sammlung „Blätter im Winde." Und neben all' dieſen Arbeiten reifte in der Stille der Krankenſtube noch ein großes, gewaltiges Epos: „Homunculus." Es erſchien zu Weihnachten 1887 und wurde gar wunderlich beurteilt. Der Dichter hat darin ſeine Satire über brennende Tagesfragen ausgegoſſen und nicht nur die Juden, wie ihm vielfach vorgeworfen wurde, ſondern die ganze moderne Welt, gegen die er ſchon im „Schwanenlied der Romantik" ankämpfte, ſeiner dämoniſchen Spottluſt preisgegeben. Er hat als junger Mann die Zeit an dem Maßſtab ſeiner Ideale gemeſſen und ſie zu klein befunden; in den letzten dreißig Jahren iſt dieſe Welt aber auf den eingeſchla-

Digitized by Google

genen Pfaden so weit fortgewandelt, daß es für ihn keine Versöhnung mehr gibt mit ihr. Der moderne Mensch ist für ihn der Typus des kleinen Menschen, Homunkel; er ist halb in der Retorte erzeugt und seine Seele ist das Gold. Das moderne Weib ist für ihn Lurley, das Wasserweib, die gefühllose Nixe; die Welt ein von Eitelkeit, Gewinnsucht und Egoismus aller Art erfülltes Tollhaus. Er jagt den fliegenden Holländer, lechzend nach Erlösung durch selbstlose Liebe, durch die herzlose Welt, er bringt ihr vergebliches Ruhesehnen durch Ahasver zum Ausdruck und schließt mit einem Hochgesang auf die Liebe. Sie fehlt in der modernen Welt und darum taugt dieselbe nichts. Hamerling verstand als Dichter des „Schwanenliedes" unter „Romantik" die Poesie des durchgeistigten Gemütes; er forderte von seinem Vaterland die Pflege des Herzens, des Gemütes, der Ideale, der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes, und er findet von all' diesen Forderungen in der Gegenwart keine erfüllt. Diese Erkenntnis gibt seiner Satire etwas Grimmiges und das Gedicht übt, trotzdem in ihm die Neigung Hamerlings für das Symbolische, das Abstracte vielleicht zu sehr vorherrscht, eine überwältigende Wirkung aus. Wer sich in dieser groß gegliederten, tiefsinnigen Dichtung an Einzelnes hält, wer da an Kleinlichem seinen Witz übt, der hat das Werk nicht verstanden.

Digitized by Google

Als letzte bedeutsame Gabe bot uns der kranke Dichter wenige Wochen vor seinem Tode die „Stationen seiner Lebenspilgerschaft" dar, eine schlichte Darstellung seines Erdenwallens, seiner Leiden und Kämpfe, seiner Erfolge. In seinem Nachlaß fand sich auch ein philosophisches Werk: „Die Atomistik des Willens" vor, auf welches der Dichter großes Gewicht legte. Ein einfacheres Dichterleben, als das seine, wird man kaum finden. Ganz merkwürdig tritt darin die Verwandtschaft seines Liebeslebens mit demjenigen Grillparzers hervor. Gleich mimosenhaft, gleich selbstsüchtig in übertriebener Empfindlichkeit, gleich unbefriedigt. Im Uebrigen ähneln sich die Beiden freilich nicht, denn Grillparzer ging immer vom Menschlichen, Hamerling immer vom Gedanklichen aus.

Was Hamerling uns Deutsch-Oesterreichern war und sein mußte, das kann uns vielleicht Niemand nachfühlen, der außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle lebt. Nur so ist der Professoren-Dünkel erklärlich, der seine Stimme von Berlin aus gegen ein Hamerling-Denkmal erhob. Hamerling ist bedeutend als Lyriker, groß als Epiker. Er ragt mit seinem ehernen Haupt in die Weltliteratur und wurzelt tief in nationalem Erdreich. Wir haben in ihm einen der größten und sicherlich den deutschesten aller Dichter der Gegenwart verloren.

Digitized by Google

Ludwig Anzengruber.

Ludwig Anzengruber, der am 29. November 1839 als der Sohn eines kleinen Beamten in Wien geboren wurde, hat bis zu seinem 30. Jahre ein ziemlich bewegtes Leben geführt. Viermal wechselte er seinen Beruf, ehe er Schriftsteller wurde. Sein Studiengang war ein kurzer, die Notdurft des Lebens unterbrach ihn und der begabte Jüngling betrat den Dornenpfad der Selbstbildung. Wie einen Abgott hatte er seinen Vater geliebt, der ein nicht unbegabter Dichter war, und er hielt sein Andenken heilig. Ludwig stellte die Werke seines Vaters Johann Anzengruber lange in eine Reihe mit denen seines Lieblingsdichters Schiller und er verlebte herrliche Stunden der Erbauung mit den der Oeffentlichkeit unbekannt gebliebenen Dichtungen. Er hatte früh und spät nur den Einen Wunsch: der geistige Erbe seines Vaters zu werden. Und er

Digitized by Google

wurde dieſer Erbe. Sein Vater hatte als oberöſterreichiſcher Bauersſohn ſeine Erziehung in der Jeſuitenſchule zu Innsbruck erhalten, er ſollte Prieſter werden, aber er „ſprang aus der Kutte" wie Otto Prechtler und ging nach Wien. Hier wurde er ein kleiner Beamter, ſchloß alsbald mit einer ſchlichten Bürgerstochter einen Herzensbund und heiratete ſie. Sie waren arm und glücklich. Die junge Frau hatte Talent zum Zeichnen, der Mann trieb Muſik, wenn die Laſt ſeiner Amtsgeſchäfte ihn nicht drückte, und — er dichtete. „Vaterland und Liebe," „Das Orakel," „Berthold Schwarz" hießen die Jambentragödien, die er ſchrieb, und die letztere gelangte am 19. December 1840 in Ofen ſogar zur Aufführung. Mit einem dieſer Stücke wandte Johann Anzengruber ſich an Grillparzer, er hat aber nie eine Antwort erhalten. Seiner Verehrung für den großen Dichter hat er kurz vor ſeinem Tode öffentlich Ausdruck gegeben in dem Album, welches die „Concordia" Grillparzer „zum 50. Geburtstag," am 15. Jänner 1844, überreichte.*) Johann Anzengrubers bisher ungedrucktes Gedicht an Grillparzer, das im Muſeum der Stadt Wien zu finden iſt, ſchloß:

*) Dieſe Angabe ſtimmt nicht mit dem wirklichen Alter Grillparzers überein, der am 15. Jänner 1791 geboren wurde, alſo am 15. Jänner des Jahres 1844 bereits 53 Jahre zählte. Man ſcheint im Jahre 1844 das Geburtsjahr des Dichters in Wien nicht genau gekannt zu haben.

Digitized by Google

„So — in herrlicher Vollendung
Stehst du da, der Menschen Lust,
Freuest dich der hohen Sendung,
Deiner Werke froh bewußt;
Mag der Staub in Staub zerfallen,
Nimmer wird dein Lenz entlaubt
Und der Kranz wird ewig strahlen
Um dein hochverehrtes Haupt."

Der begabte, junge Mann starb noch im selben Jahre und ließ seine Wittwe mit dem fünfjährigen Söhnchen zurück. Sein literarischer Nachlaß wurde von der Wittwe sorgfältig gehütet und dem Sohne vererbt, welcher bis zu seinem Tode jede Zeile seines Vaters aufbewahrte.

Ludwig trat früh bei einem Buchhändler in die Lehre. Aber sein dichterischer Trieb war so lebendig, daß er schon mit vierzehn und fünfzehn Jahren ein vollständiger Träumer war, dem jede regelmäßige Beschäftigung nicht geistiger Art widerstrebte. Es sind Jugendgedichte von ihm erhalten, die bis in sein sechzehntes Jahr zurückreichen und er hatte schwache Stunden, in denen er gute Freunde mit solchen Proben seines Talentes bekannt machte. Der Widerwille gegen seinen Beruf trieb ihn aus dem Geschäft, Begeisterung führte ihn zum Theater. Aber zu welchem Theater! Er schloß sich einer Wandertruppe nach der anderen an, und seine tapfere Mutter, die an ihren Sohn glaubte, wie sie einst an ihren Gatten geglaubt,

Digitized by Google

folgte ihm überall hin. Von 1860 bis 1866 währte ieſes unſtete Leben, dann gab Anzengruber es auf, denn ein Schauſpieler war er nicht. Er hatte in dieſer Zeit manches Stück geſchrieben, zu „Benefiz-Abenden" ſogar welche zur Aufführung gebracht, aber es taugte Alles nichts. Er kehrte nach Wien zurück und verſuchte ſich als Journaliſt, als Zeitungs-Novelliſt. Zum erſteren taugte er nicht, das letztere trug dem unbekannten jungen Dichter kaum das Brot zum Leben. Die Stücke, die er allen Wiener Bühnen der Reihe nach einreichte, blieben unbeachtet. Da ſah er ſich, an dreißig Jahre alt, halb und halb für geſcheitert an, und er wurde, was ſein Vater war — ein kleiner Beamter. Als ſolcher konnte er ja, wie ſein Vater, auch der Dichtkunſt leben.

In dieſer Prüfungs- und Uebergangszeit wurde das Blut ſeines Großvaters in ihm lebendig, der Sinn für das bäuerliche Leben erwachte in ihm und begann auch ſeine dichteriſchen Verſuche zu befruchten. Er war ein ganz moderner Menſch geworden.

In Anzengrubers Entwicklungszeit fielen gar große Umwälzungen. Er zählte elf Jahre, als die März-revolution den Staat erſchütterte und er empfand ſelbſt als Buchhändler-Lehrling die Wirkungen der Reaction; die Aufrichtung des Concordates folgte und er erlebte alle Umwälzungen, die bis zum Sturz des Concordates, bis zum Bürgerminiſterium, bis zum Unfehlbarkeits-

Digitized by Google

dogma einander folgten, mit empfänglichem Sinnen. Und in dieſer Zeit ging auch ſein Stern auf: im Herbſt 1870, in ſeinem 31. Lebensjahr, war er mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden durch ſein Schauſpiel: „Der Pfarrer von Kirchfeld.“ Wie, iſt bekannt. Aber es muß hier doch noch einmal flüchtig berichtet werden. Das neue Volksſtück eines unbekannten L. Gruber wurde im Theater an der Wien zwiſchen einer abgeſpielten und einer noch nicht genügend vorbereiteten Operette als Lückenbüßer aufgeführt, und da über ſolche Vorſtellungen unſerer Vorſtadtbühnen nicht die literariſche Wiener Kritik zu urteilen hat, ſo gelangte nicht ſogleich zur Kenntnis der gebildeten Welt, was im Theater an der Wien an's Licht getreten war. Man las nur von einem guten Volksſtück, das ſehr gefiel, weil es von Fräulein Geiſtinger und den Herren Swoboda und Greve gut geſpielt wurde. Da geriet Heinrich Laube eines Abends in dieſes Vorſtadttheater, und zwei Tage ſpäter veröffentlichte er einen Bericht darüber, der alſo begann: „Das iſt ja eine gar merkwürdige Aufführung, welche da allabendlich im Theater an der Wien ſtattfindet, die Aufführung des Volksſtückes „Der Pfarrer von Kirchfeld!“ Aeſthetiſch merkwürdig und politiſch merkwürdig. Aeſthetiſch, weil da feine, tiefliegende Gedankengänge und Charakterzüge dem Volksſtücke einverleibt werden und weil neben unverarbeiteten

Digitized by Google

Abstractionen, Szenen von blutvollem, echtem Talente zum Vorschein kommen. Durch diese talentvollen Szenen werden Uebergänge ermöglicht, welche kein Verstand der blos Verständigen zu finden wüßte, und welche eben nur dem kräftigen populären Naturell erreichbar sind. Politisch, weil hier die empfindlichsten, mit der Religion zusammenhängenden Fragen eines Parlamentes auf einmal schon in Fleisch und Blut vor dem großen Publicum schlankweg auftreten, und von diesem Publicum mit einem Verständnis begleitet werden, daß man sich erstaunt umschaut, nach den oberen Galerien hinaufblickt." Und nun folgte eine sachgemäße, überaus warme Besprechung des Stückes, durch welche dasselbe nachdrücklich empfohlen wurde. Daß dies nicht ohne Wirkung blieb, wissen wir. Der Erkenntnis vom wahren Werte des neuen Volksdichters war dadurch mit einem Schlage Bahn gebrochen, und jene kritischen Federn, die nie über die Stücke der Langer, Berg und Genossen berichtet hatten, beschäftigten sich fortan mit der neuen Erscheinung.

Anzengruber entwickelte als Dramatiker alsbald eine segensreiche Fruchtbarkeit. Dem „Pfarrer von Kirchfeld" folgten: 1871 der „Meineidbauer", 1872 die „Kreuzelschreiber", 1873 „Elfriede" und „Die Tochter des Wucherers", 1874 „Der G'wissenswurm" und „Hand und Herz", 1875 „Der Doppelselbstmord", 1876

Digitized by Google

„Der ledige Hof", 1877 „Ein Fauſtſchlag" und „Das vierte Gebot", 1878 „Alte Wiener" und „s' Jungferngift", 1879 „Die Trutzige", 1880 „Die umkehrte Freit" und „Aus'm g'wohnten Gleis". Das ſind ſechzehn dramatiſche Arbeiten in zehn Jahren. Nebenbei ſchrieb der Dichter in dieſer Zeit (1876) ſeinen zweibändigen Roman: „Der Schandfleck" und zahlreiche kleinere Erzählungen, auf die wir noch zurückkommen werden. Vorerſt wollen wir uns mit dem Dramatiker beſchäftigen, deſſen Nachblüte uns noch vier Werke in den letzten Jahren brachte: „Stahl und Stein", „Heimg'funden!" „Der Fleck auf der Ehr" und „Brave Leut' vom Grund."

Mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" erwies Anzengruber ſich als eine Natur, als ein ausgeprägt moderner Dichter und er tat einen kecken Griff in's Leben, in die Strömungen der Zeit. Was wurde in jenen Tagen in Oeſterreich nicht alles über die Unfehlbarkeit des Papſtes, über Altkatholizismus, über die Civilehe, die Prieſterehe und dergleichen Dinge geſchrieben und geſprochen. Alle Geiſter waren wach und der Culturkampf ſtand in ſeiner Blüte. Und in dieſer bewegten Zeit ergriff ein Dichter das Wort und entrollte vor den Augen der ſtreitenden Mitwelt die Tragödie eines Prieſterlebens. Der volkstümliche Rahmen, in welchen der Dichter ſein Bild faßte, war meiſterhaft entworfen, und man fand jede einzelne Geſtalt

Digitized by Google

seiner Dichtung in Beziehungen gebracht zu dem geistlichen Grundthema des Ganzen. Das gilt namentlich von der großartigen Gestalt des „Wurzelsepp". Die Kirche hat ihm das Leben zerstört, weil sie ihm in seiner Jugend nicht gestattete, eine „Luthrische" zu heiraten, und ein Priester richtet ihn in späten Tagen wieder auf, weil derselbe seiner Mutter, einer Selbstmörderin, ganz gegen seine Erwartungen ein ehrlich Grab nicht verweigert. In der Behandlung dieser Fragen lag eine große Gefahr für den Dichter, aber er hat sie mit bewunderungswürdiger Klugheit umgangen; er blieb frei von allem Lehrhaften und Tendenziösen. Nur die Einleitung des „Pfarrers von Kirchfeld" ist undichterisch; wir meinen jene Standrede des Pfarrers Hell an den Grafen von Finsterberg, mit der die Handlung ihren Anfang nimmt. In der Gegenüberstellung dieser Namen spricht sich, etwas schablonenhaft allerdings, die Gesinnung der beiden Personen aus. Ein sehr feiner Zug des Dichters ist es, daß er uns weder in diesem noch in einem späteren Stücke einen unduldsamen, hartköpfigen Pfaffen vorführt. Seine Priester sind stets edle Menschen; aber gerade dadurch werden sie in der Hand des Dramatikers eine furchtbare Waffe gegen jenen Clerus, der die Verdummung des Volkes auf seine Fahne geschrieben. Und gegen diesen Clerus kämpft der Dichter auch

Digitized by Google

in seinem nächsten Werke, in der gewaltigen Volkstragödie: „Der Meineidbauer". Aber er tut dies auf völlig dichterische Weise, indem er uns die Verderbnis, die jener Klerus in's Volk getragen, in greifbaren Gestalten vorführt: als religiöse Heuchler und fromme Erbschleicher, als Jesuiten im Bauernkittel. Der Dichter spricht fast nichts über die Pfaffen, aber er stellt die Fleisch und Blut gewordenen Ergebnisse einer pfäffischen Volkserziehung künstlerisch dar. Und dies vorzüglich unterscheidet Anzengruber von jenen seichten Tendenzpoeten, die durch Schlagworte und Phrasen wirken, deren Werke vom Tage leben und mit ihm verblassen.

Mit dem „Meineidbauer" vollbrachte Anzengruber eine literarische Großtat, die meines Erachtens noch viel zu wenig bemerkt und gewürdigt worden ist. Dieses Stück hat einen Bauern zum Helden, der seiner Frömmigkeit und seines Reichtums halber hochangesehen ist. Er hat sich unrecht Gut angeeignet und bei ihm gedeiht es. Er brachte die Kinder seines Bruders durch einen Meineid um ihr Erbe und waltet als ihr Vormund so gut, daß der Sohn des Bruders als Strolch verkommt und die Tochter nahe daran ist, aus einer Dirn' eine Dirne zu werden. Aber er hat einen Mitwisser seiner Schandtaten, seinen einzigen Sohn, der als Knabe zufällig dahinter gekommen. Diesen Sohn

Digitized by Google

will er geiſtlich werden laſſen, er ſoll eine Staffel zum Himmel werden für den ſündigen Vater; aber dagegen lehnt Franz ſich auf, die Liebe zu ſeinem Geſchwiſterkind Vroni, dem einen Opfer ſeines Vaters, erfüllt ſein Herz und der Sohn droht dem Vater.... Der Bauer, entſetzt darüber, daß ſein Meineid durch das eigene Kind verraten werden ſolle, greift zur Flinte, eilt dem Sohne nach und ſchießt ihn, da er einen Bach überſchreitet, von der Brücke. „O du mein Heiland", ruft er jetzt aus, „hat dös a noch ſein müſſen?" Und ſogleich wälzt er die Schuld von ſich ab. „Dös is a Schikkung, dös muß a Schickung ſein". Jede ſeiner Untaten knüpft der Jeſuit im Bauernkittel an den Himmel an, er iſt ein echtes Geſchöpf religiös-verdummender Volkserziehung.

Dieſes in ſeiner Anlage und Durchführung meiſterhafte Werk iſt eine Bauerntragödie und als ſolche die erſte Dichtung einer neuen Gattung. Das hohe Drama, die Tragödie, wird herkömmlicherweiſe auch heute noch als die Blüte alles dichteriſchen Schaffens, d. h. als jene Blume, die nur auf dem Gipfel des Parnaſſes gedeiht, bezeichnet. Mich dünkt, mit Unrecht. Das hohe Drama iſt ſchon lange nicht mehr das, was es ſein ſollte, ein im ſittlichen und geiſtigen Sinne erhöhtes Spiegelbild des Lebens der Menſchheit. In ſeinen allererſten Anfängen unfrei, im Dienſte der Re-

Digitized by Google

ligionen und der Mächtigen der Erde stehend, mußte sich diese Dichtungsform auf ein ganz bestimmtes Stoffgebiet beschränken; sie entwickelte sich auch später in ausschließlich aristokratischer Richtung, und sie verleugnet noch heute, nach einer mehr als zweitausendjährigen Entwicklung, ihren Ursprung nicht. Die Geschichtsschreiber schrieben Jahrhunderte hindurch nicht die Geschichte der Culturmenschheit, sondern Hof- und Kriegsgeschichte, und die Tragiker dramatisirten dieselbe. Die Ausnahmen sind so spärlich, daß man sagen kann: um tragödienfähig zu sein, mußte man hoffähig sein. Als Bürger, als Mensch schlechtweg hatte man kein Schicksal, es konnte einem nichts Großes begegnen; man gehörte, namentlich wenn man ein Bauer war, einzig in die Posse. Aber nicht ungestraft verschloß das hohe Drama sich dem befruchtenden und stetig neu gestaltenden Einfluß des Lebens, denn es erstarrte in seinen überlieferten edlen Formen und ist heute eine absterbende Welt.

Der Leser wird vielleicht fragen, was diese Gedankenkette mit Anzengruber zu tun hat; das soll sogleich klar werden, aber es sei mir gestattet, den einmal aufgenommenen Faden weiterzuspinnen.

Das hohe Drama der Alten, das tief im religiösen Bewußtsein des Volkes wurzelte, kannte nichts Menschliches in unserem Sinne. Die Nachahmer der Griechen, denen jenes Volksbewußtsein nicht mehr zu statten kam,

Digitized by Google

kneteten zwar einen andern Inhalt in die überlieferten Formen, aber sie kamen doch aus ihrem auf die Schicksale der oberen Tausend beschränkten Stoffkreis nicht heraus und schufen bis auf unsere Tage herab Typen um Typen; der Mensch, die Persönlichkeit, die uns alles ist, war ihnen nichts. Die strenge Hüterin dieser Ueberlieferung war die classische Bühne Frankreichs mit ihrer stelzbeinigen Tragödie, in deren Schatten nur noch die derbe bürgerliche Posse und das weinerliche Lustspiel gediehen. Auch in England beherrschte dieser aristokratische Grundsatz die Bühne bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts; doch blieb es dem Britenvolke vorbehalten, diesen Bann zu brechen und den ersten Schritt zum bürgerlichen Trauerspiel zu tun. Und was Lillo mit seinem „George Barnewell" in England getan, das tat alsbald Diderot mit „Le fils naturell" und „Le père de famille" in Frankreich, das tat in Deutschland mit ungleich mehr dramatischem Talente Lessing mit „Miß Sarah Sampson". Aber gerade unsere größten, unsere herrlichsten Dichter haben die von Lessing angebahnte Richtung nicht so gefördert, wie sie dies hätten tun können und sollen; sie überließen das bürgerliche Drama fast ausschließlich den Händen Iffands, Schröders und anderer Geister zweiten Ranges, und die Nachfolger unserer Classiker waren so geblendet von dem Glanze, den ihre hohen

Digitized by Google

Tragödien ausströmten, daß sie nicht „Götz", nicht „die Räuber" und „Kabale und Liebe" sahen und nicht den Pulsschlag warmblütigen modernen Lebens spürten, der in diesen, zum Teil unter Lessings Einfluß entstandenen Jugendwerken unserer Heroen pochte. Selbst an dem gewaltigen Volksdrama, das im „Faust" enthalten ist, gingen sie unbefruchtet vorbei. Die „Braut von Messina", „Iphigenie auf Tauris" und die „Jungfrau von Orleans" hatten es ihnen angetan, und das war ein Unglück für das deutsche Drama. Die Schicksalstragödie, die flache Nachäffung der Antike und die nebelhafte Romantik bemächtigten sich der Geister. Heinrich von Kleist und Franz Grillparzer allein ragen wie die Ausläufer einer hohen Gebirgskette aus jener seltsamen Literatur-Epoche zu uns herüber, der das junge Deutschland endlich den Garaus machte. Mit ihm zuerst tritt in das dramatische Schrifttum der Deutschen ein wirklich demokratisches Princip ein, das über die ersten Anläufe unserer Classiker hinausweist. Schiller noch ließ den Gedanken seines hohen Weltbürgertums durch einen Marquis Posa verkünden, und seine revolutionärsten Gestalten, der große Sozialist Karl Moor, wie Fiesko, sind die Sprößlinge alter Grafengeschlechter. So stark war die Ueberlieferung, so sehr sind selbst die größten Geister den geschichtlichen Bedingungen ihrer Zeit unterworfen.

Digitized by Google

Doch die Taten des jungen Deutschland allein reichten noch nicht hin, einem Volksdichter vom Schlage Anzengrubers die Wege zu ebnen. Auerbach mußte seine Dorfgeschichten, Hebbel seine „Maria Magdalena", Otto Ludwig seinen „Erbförster" schreiben, und noch manches andere mußte getan werden, ehe in Oesterreich ein Dramatiker erstehen konnte, der uns bis zur Bauerntragödie emporzuführen wagte. Der „Meineidbauer" erscheint unter diesem Gesichtspunkt wie die Krönung eines Baues, an dem die Jahrhunderte gearbeitet, wie der Siegesgesang des vom hohen Drama so lange mißachteten Volksgeistes. Wahrscheinlich sprach Anzengruber dem „Meineidbauer" keine höhere Bedeutung zu, als seinen übrigen Stücken, denn das Genie vollführt seine Großtaten fast immer unbewußt. Auch gibt es Aesthetiker in großer Menge in Deutschland, die in dieser dichterischen Erscheinung nichts anderes sehen, als eine „etwas düstere Bauernkomödie". Denen kann man nur mit den Worten des verstorbenen geistreichen Wiener Satirikers Karl Sitter entgegnen, daß dann von unserem Standpunkte „Richard III." z. B. auch nichts anderes, als eine etwas düstere Hofkomödie ist. Ein Unterschied besteht zwischen diesen beiden Tragödien allerdings und der ist gewaltig: „Richard III." konnte schon im 16. Jahrhundert geschrieben werden, der „Meineidbauer" aber erst im neunzehnten, denn der

Digitized by Google

Weg, der vom Dichter der einen Tragödie zu dem der anderen führt, ist mit dem Blute dreier großer Revolutionen gedüngt, und die größten Errungenschaften des menschlichen Geistes kennzeichnen ihn durch die Jahrhunderte. Das Alles ist so klar, so naheliegend, daß es gesagt werden darf, ohne daß man eine Parallele zwischen Shakespeare und Anzengruber ziehen müßte, denn für diesen Fall kommt es gar nicht in Betracht, wer „Richard III." geschrieben hat. Es soll hier ja lediglich darauf hingewiesen werden, wie sich die Entwicklung der Kulturmenschheit in der Entwicklung unserer höchsten Kunstformen ausdrückt. Das neunzehnte Jahrhundert hat dem vierten Stand die Anerkennung seiner Menschenrechte gebracht, und Anzengruber, der dichterische Ausdruck dieser Zeit, hob den vierten Stand in die Tragödie empor.

Solche weitausholende Betrachtungen werden bei der Besprechung der zunächst folgenden dramatischen Schöpfungen nicht mehr zu machen sein, obwohl sich unter denselben noch drei Meisterwerke ersten Ranges befinden: „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm" und die ganz einzige Tragödie des Wienertums: „Das vierte Gebot."

Mit den „Kreuzelschreibern" schuf Anzengruber abermals etwas völlig Neues: die deutsche Bauern-Komödie. In dieser launigen, von einer genialen

Digitized by Google

Luſtſpielidee getragenen Dichtung knüpft er wieder an die großen Zeitfragen an, die im „Pfarrer von Kirchfeld" wetterleuchten. Die Bauern von Zwentdorf haben ſich herbeigelaſſen, eine Adreſſe zu unterzeichnen, die an den mutigen Kämpfer gerichtet iſt, der für den alten Glauben eintritt, gegenüber dem neuen des Unfehlbarkeits-Dogmas. Dieſer Mann iſt ein „frummer, g'ſtudirter alter Herr; er tragt ſelber 's geiſtlich G'wand viel' Jahr' ſchon in Ehr', bei ihm ſein unſ're größten Biſchöf' in der Lehr' g'weſt". Kurz, Döllinger heißt der im Stück nicht genannte Streiter für den alten Glauben, dem die „Manner von Zwentdorf" ihre Anerkennung und Zuſtimmung ausdrücken. Man weiß, welche Gegenwirkung dies hervorruft: die Dorfgeiſtlichkeit hetzt die Weiber gegen die Männer auf. Die letzteren werden daheim plötzlich ſchlechter behandelt, die Weiber fordern ihre Unterwerfung unter die Wünſche des Herrn Pfarrers: Widerruf oder Verleugnung ihrer Unterſchrift (oder vielmehr ihrer drei Kreuzel, denn ſchreiben können ſie ja alle nicht) und eine Bußfahrt nach Rom. Tun ſie dies nicht, dann haben ſie ſich fortan als Wittwer zu betrachten und auf dem Heuboden zu ſchlafen. Das iſt der Brennpunkt des Streites, und die Weiber, ob jung, ob alt, verteidigen mit wahrem Fanatismus ihre freiwillig erkorene, d. h. von den Hetzkaplänen befohlene Wittwenſchaft. In einer Ehe kommt

Digitized by Google

es sogar zu einer tragischen Katastrophe. Der alte Brenninger, der schon über fünfzig Jahre in Frieden mit seiner Anemirl haust, erträgt den häuslichen Zwist nicht, er verläßt Haus und Hof, und um nicht unter der „Bodenstieg'n" zu schlafen — bettet er sich im Mühlbach. Schon haben die Männer sich einzeln unterworfen und gelobt, die Unterschrift zu widerrufen und die Bußfahrt anzutreten; aber dieses tragische Ereignis rüttelt sie wieder auf. In seiner Not pilgert der „Hauptmann der Kreuzelschreiber" der Gelbhofbauer zu dem Dorfphilosophen, dem Steinklopferhans, um sich bei ihm Rat zu holen. Dieser lustige alte Bursche, das geniale Seitenstück zum Wurzelsepp, will die Weiber überlisten und dahin bringen, daß sie selbst die Männer bitten, die Bußfahrt zu unterlassen. Und er bringt dies zu Stande. Er stiftet aus den ledigen Weibsleuten des Dorfes einen Jungfernbund, der die Wallfahrer nach Rom begleiten soll. Jeder Mann erhält eine saubere Bußschwester für die Reise; die Weiber aber mögen dazu sehen, wie sie daheim die Wirtschaft besorgen. Darob große Bestürzung, Eifersucht unter den Eheweibern. Und schon kommt der Zug der Wallfahrer heran und die Pilger und Pilgerinnen, die Ehemänner und die hübschesten Mädchen des Dorfes, plärren ihr schalkhaftes Bußlied

Digitized by Google

Mir sein schon bereit,
Voll Bußhaftigkeit!

Der Weg is zwar weit,
Voll Bußhaftigkeit!

Dös is 's was uns g'freut,
Voll Bußhaftigkeit!

Das bricht den Trotz, und die bisher so eifervollen Weiber wollen ihren Männern gestatten, daheim zu bleiben. Diese aber sind nun in ihre Romfahrt vernarrt und wollen durchaus nicht bleiben. Auch als die Weiber sich völlig gedemütigt haben und unter Tränen Abbitte leisten, bleiben die Männer hart. Da schlägt ihnen der waghalsige Komödiendichter Eines mit der Pritsche in's Genick: gut, so werden die Weiber Wiedervergeltung üben — für jede Bußschwester auf der Romfahrt, einen Bußbruder daheim. Mit diesem verwegenen, an die Auflösung aller Sitte grenzenden Gedanken beugt der Dichter den Trotz auf beiden Seiten, und Männer und Weiber vereinigen sich wieder.

Wer dieses Bühnenwerk nicht gesehen oder gelesen hat, kann sich nach dieser dürftigen Inhaltsangabe nur schwer einen Begriff machen von der überwältigenden Lustigkeit in der Behandlung des Stoffes, von der bewunderungswürdigen Charakterschilderung, von der gesunden, würzigen Hochgebirgsluft, die über dem scheinbar so leichtfertigen Stücke liegt, und von der Poesie, die ihm aus allen Poren quillt. Hoch ragt unter den

Digitized by Google

Geſtalten Anzengrubers die des Steinklopferhans hervor. Dieſer Pantheiſt im Lodenrock iſt eine tief ergreifende Erſcheinung. Seine weltüberlegene, milde Weisheit, ſein Humor und die tiefe Menſchlichkeit ſeines Weſens erheben ihn ſo hoch über die Umgebung, in der er gedieh, daß er uns faſt unwahr erſcheint. Und doch iſt er dies nicht. Wenn die öſterreichiſche Bauernſchaft einen Konrad Deubler zeugen konnte, dann darf man dem Dichter auch einen Steinklopferhans glauben*). Derſelbe iſt ein Bauer in ſeinem ganzen Gehaben, und ſeine Dialektik erſcheint nicht nur bäuriſch, weil ſie im Gewande der Mundart auftritt, ſie iſt es. Als er ebenfalls aufgefordert wird, ſeinen Namen (oder vielmehr ſeine drei Kreuzel) unter die Adreſſe gegen das Unfehlbarkeits-Dogma zu ſetzen, da antwortet er: „Mich ficht's nix an, und haſt du bisher 's ganze Pfund g'laubt, werd'n dich die paar Lot Zuwag a nit umbringen.“ Und er unterſchreibt nicht. Das iſt bäuriſch und philoſophiſch gedacht und gehandelt. Und der Raiſonneur, der Apoſtel des vierten Standes, ſpricht gleich darauf aus ihm, wenn er dem Großbauer erklärt, für was ſeine Unterſchrift zu haben wäre: wenn die Landſtraße von den Armen und Elenden befreit

*) Konrad Deubler, der berühmte oberöſterreichiſche Bauernphiloſoph, ſtarb vor wenigen Jahren. Er ſtand zeitlebens mit den hervorragendſten Männern der Wiſſenſchaft in ſchriftlichem Verkehr.

Digitized by Google

werden soll, die täglich an ihm vorbei pilgern, wenn für die Unglücklichen was geschehen soll, da will er gleich dabei sein. Unser Interesse für diesen „Mannbua," der mit grauen Haaren ledig ist und im Wirtshaus bei den Buben sitzt, wächst von Act zu Act und wir sind auf's Aeußerste gespannt, seine Geschichte zu erfahren. Und sie kommt. Der Hansl ist das Kind einer armen Kuhdirn, und es hat sich kein Vater für ihn finden wollen. Die Mutter starb und die Gemeinde mußte ihn erhalten. Als er mannbar war, stand er für einen Anderen beim „Militari" ein, aber ein Pferd schlug ihn zum Krüppel, und er kam wieder und fiel der Gemeinde zur Last. Da gab man ihm im Steinbruch außerhalb des Dorfes Beschäftigung, und dort lebt er mutterseelenallein, in tiefer Verbitterung dahin. Er wird krank, schwerkrank, er liegt tagelang in seiner Hütte, doch Niemand frägt nach ihm. Da schleppt er sich eines Tages hinaus in die herrliche Natur und legt sich auf die sonnige Wiese, um dort zu sterben. Er fällt in einen tiefen Schlaf und erwacht erst nach vielen Stunden wieder, als die Sonne untergeht. Und er fühlt sich jetzt gekräftigt, neubelebt, fast gesund. Da überkommt ihn eine unendliche Zuversicht, eine Heiterkeit, ein Frohmut, wie er ihn nie empfunden, und es sprudelt wie eine Eingebung aus ihm hervor: „Es kann dir nix g'scheh'n! Du g'hörst zu dem All'n, und

Digitized by Google

dös All' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'scheh'n!" Ob er sechs Schuh unter der Erde liegt, oder auf ihr wandelt, ihm gilt es von dieser Stunde an gleich. „Es kann dir nix g'scheh'n!" Und von da an lebt er in Frieden mit den Menschen, versöhnt mit seinem Schicksal, und er wird geachtet und gesucht, wenn der Bauernverstand mit seinem Latein zu Ende ist.

Die großen Erfolge, die Anzengruber mit den bisher besprochenen Werken errang, weckten auf allen Seiten den Wunsch, er möchte nun auch hochdeutsche Stücke schreiben. Dingelstedt öffnete ihm die Pforten des Burgtheaters, Laube die des Stadttheaters und der Dichter vermochte diesen Lockungen nicht zu widerstehen. Er schrieb die Schauspiele „Elfride," „Hand und Herz" und „die Tochter des Wucherers" für die beiden „vornehmen" Bühnen, aber er brachte es damit über Achtungserfolge nicht hinaus. Und zwar mit Recht, denn er bewegte sich mit diesen Arbeiten in den Geleisen der alltäglichen Theaterschreiber. Die so beliebte gestörte Ehe, krasse Gegensätze und ein Uebermaß von Rührseeligkeit geben diesen Arbeiten ihr Gepräge. Man erkannte Anzengruber kaum wieder und kam zu der Erkenntnis, daß die Mundart für den Dichter mehr sei als eine Form. Wie Antäos seine Kraft nur in der Berührung mit seiner Mutter Erde findet, so schöpft der geborene Volksdichter die seine zum großen Teile aus der

Digitized by Google

Mundart. Es war denn auch unrecht, von einem Anzengruber Dichtungen zu fordern, wie man sie brauchte, man mußte nehmen, was er bot; so außerordentliche Erscheinungen fügen sich nicht dem Theater, dieses hat sich ihnen zu fügen. Doch damit hatte es gute Wege; das Stadttheater griff erst zehn Jahre später zu dem Original-Anzengruber und das Burgtheater brauchte genau zwanzig Jahre für diese Erkenntnis. Aber eine andere Wiener Bühne hatte sich mittlerweile das Monopol auf Anzengruber erteilen lassen, es kam zu spät.

Die Rückkehr des Dichters zum mundartlichen Volksstück bedeutete einen seiner größten Triumphe. Der „G'wissenswurm," das zunächstfolgende Werk, ist vielleicht das genialste deutsche Lustspiel, das wir besitzen. Und es gehört zugleich zu den bühnensichersten Theaterstücken, ohne daß man recht begreift, weshalb. Rührend einfach ist die Fabel des Ganzen und mit Behaglichkeit schwelgt der Dichter in einer geradezu homerischen Breite der Behandlung. Nirgends spürt man jenen nervösen, auf Theaterkniffe losgehenden Zug in der sogenannten „Mache," der das hervorstechendste Merkmal unserer modernen Bühnendichtung ist — und dennoch, welche Wirkung! In verschwenderischer Fülle schüttet das Genie unseres Dichters seinen Reichtum vor uns aus, und wir sind hingerissen vom

Digitized by Google

Zauber dieſer kraftvollen Unmittelbarkeit, dieſes köſtlichen, poeſievollen Humors. Die Handlung des „G'wiſſenswurm" erzählen, hieße Anzengrubers duftigſtes Werk zerpflücken.

Von der Lebendigkeit und dem ſchlagkräftigen Witz, den die Wechſelrede in unſeres Dichters Bauernkomödien atmet, dem Leſer einen Begriff zu geben, iſt vielleicht hier am Orte. Aber kann das gelingen? Ausſprüche, die im Theater ein Echo wecken, welches das Haus erdröhnen macht, werden dem Leſer an dieſer Stelle kaum ein Lächeln entlocken. Der blöde Kuhjunge Muckerl trinkt das Weihwaſſer und wird darob verſpottet. Er ſagt: „Glaubt's ös leicht, i bin a Heid' und hob kein' Religion? A Predigt verſteh' i net, Beta d'ermirk i net, a Betbüchl konn i net leſen — ſo nimm i holt's Chriſtentum inwendig." Duſterer, ein Bauern-Jeſuit ſchlimmſter Art und eine Hauptperſon aus dem „G'wiſſenswurm," iſt in Gefahr, geprügelt zu werden. Da ruft er: „Aushalten a weng, Monna!" (Er reißt einen Frachtbrief aus der Taſche.) „Seht's dös rote Papier da?" Alle: „Ja!" Duſterer: „Kinnt's leſen?" Alle: „Na!" Duſterer: „Schaut's dös Petſchaftsſiegel d'rauf an. Alles in Ordnung! Dös is a Dispens vom Konſiſturi — Monna, i darf net g'haut wer'n!" Das wirkt überwältigend. Und man wird dieſe Art des Witzes in vollkommener Uebereinſtimmung

mit dem Dargeſtellten finden, es iſt kein den Volksgeſtalten aufgedrängter Humor.

Eine erſchöpfende Darſtellung von Anzengrubers dichteriſchem Schaffen im Rahmen eines Aufſatzes zu geben, iſt unmöglich; ſein dichteriſches Charakterbild ſoll denn auch hier nur in ſeinen Umriſſen feſtgehalten werden. Man darf alſo eine nähere Erörterung all' jener Stücke, die auf den „G'wiſſenswurm" folgten, nicht erwarten. Es befindet ſich unter dieſen Stücken keine einzige Arbeit, die ein anderer als Anzengruber hätte leiſten können, und namentlich jene Stücke, die auf dem Wiener Boden ſpielen, ſind ſämmtlich hochbedeutende Schöpfungen. Und doch blieb gerade ihnen das Glück nicht treu. Selbſt das urſprünglichſte von ihnen, das „Vierte Gebot," übte nicht jene Wirkung, die der Dichter erwarten durfte. Unſere troſtloſen Theater-Verhältniſſe waren nur zum Teil Schuld daran. Der Dichter kam mit ſeiner Tragödie des Wienertums um einige Jahre zu ſpät. Man war des „Culturkampfes" gegen Ende der Siebziger Jahre müde geworden, der Liberalismus war überall im Rückgange begriffen; die polizeiliche Zenſur, die auch in Oeſterreich ein Jahrzehnt lang ihr Haupt ſcheu geſenkt hatte, erhob es wieder ſo kühn wie in den Fünfziger Jahren. Mit dreiſter Hand griff ſie in das unvergleichliche Volksſtück Anzengrubers und rächte ſich dafür, daß ſie den „Pfarrer

Digitized by Google

von Kirchfeld" und andere Stücke des Dichters hatte freigeben müssen in der Blüte der liberalen Aera. Zuerst strich sie ihm den Titel des Werkes, dann brach sie ihm das Herz aus und raubte ihm den leitenden Gedanken. Ein durch die Schuld seiner Eltern verlotterter und als Mörder am Galgen endender junger Bursche von ursprünglich guten Anlagen, hat in seiner letzten Stunde diesen tief sittlichen Gedanken auszusprechen, und zwar gegenüber einem Priester, der sein Jugendfreund ist. „Mein lieber Eduard," sagt er, „du hast's leicht, du weißt nit, daß 's für Manche 's größte Unglück is, von ihren Eltern erzog'n zu werd'n. Wenn du in der Schul' den Kindern lernst: „Ehret Vater und Mutter," so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß 's darnach sein sollen." Diese ergreifenden Mahnworte, in denen das Stück gipfelt, wurden unterdrückt — und nicht nur sie! Ich habe das zensurirte Buch zufällig gesehen, es war ein unbeschreibliches Leichenfeld. Jeder volkstümliche „Jessas!"-Ausruf war gestrichen. Das Ganze muß als eines jener frevelhaften, geisttötenden Zensurstücklein bezeichnet werden, wie sie im Vormärz und leider auch im Nachmärz in Oesterreich gediehen, verübt an einem der besten dramatischen Werke, die je in Wien geschrieben wurden. Aber das ist vorbei und das Stück wird noch bestehen in Jahrhunderten. So tief wie in diesem Werke hat nie ein

Digitized by Google

Volksdichter aus dem Wesen des Wienertums geschöpft, so lebendige Gestalten sind noch selten über eine Bühne gewandelt. Wer das „Vierte Gebot", das jetzt im Deutschen Volkstheater endlich lebendig geworden, gesehen, vergißt es nie. Eine der ergreifendsten Gestalten darin ist die Großmutter des verkommenen jungen Menschen, die ihn noch zuletzt im Kerker aufsucht. Anzengruber hat eine ganze Reihe solcher Kernweiber geschaffen, aber der alten Herwig gebürt der Vorrang unter Allen. Und es ist rührend, zu wissen, daß seine eigene Mutter das Vorbild war zu all' diesen tüchtigen Frauen. Sie hat ihn, wie wir wissen, auf seinen Irrfahrten als Jüngling und Mann begleitet, sie hielt treu bei ihm aus in allen Nöten und erlebte noch den Sieg seines Genies, seinen Ruhm.

Auf eines muß hier, ehe wir uns von seinen Dramen der ersten Periode abwenden, noch besonders hingewiesen werden: Anzengrubers Helden sind immer Männer. Dadurch vorzüglich unterscheidet er sich von der gesammten heutigen Bühnenschriftstellergilde. Fast alle sind sie dem Weib verfallen; er aber hatte die Kraft, eine ganze Reihe von männlichen Charakteren zu schaffen, die geradezu typisch und volkstümlich geworden sind. Wer Anzengrubers glänzendste Vorzüge rühmt, darf diesen nicht vergessen.

Digitized by Google

Nach den traurigen Erfahrungen mit der Zensur und den Wiener Bühnen wandte sich Anzengruber immer mehr der erzählenden Dichtungsform zu. Schon 1876 hatte er den zweibändigen Roman: „Der Schandfleck" veröffentlicht, und es folgten demselben 1879 die unter dem Titel: „Dorfgänge" in zwei Bänden gesammelten Bauerngeschichten, 1881 die Genrebilder aus der Großstadt: „Bekannte von der Straße," 1882 die zwei Bände: „Feldrain und Waldweg" und „Launiger Zuspruch und ernste Red'," 1883 ein kleines Bändchen Novellen, Skizzen und Gedichte unter dem Titel: „Kleiner Markt" und ein größeres „Allerhand Humore", welches „Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes" enthielt. Eine völlige Neugestaltung seines ersten Romans „Der Schandfleck" erschien 1884, und 1885 folgte demselben seine letzte, größere Schöpfung auf diesem Gebiet, der zweibändige Roman: „Der Sternsteinhof." Die beiden letzten Werke sind auch unter dem Sammeltitel: „Anzengrubers Dorfromane" in vier Bänden ausgegeben worden und sie eröffnen jetzt die schöne Cottasche Gesammtausgabe seiner Werke. Wenn man neben diesen Schriften noch die 1883 in einem Bande erschienene Erzählung: „Die Kameradin" aufzählt, welche Anzengruber aus seinem ersten Roman: „Der Schandfleck" als selbstständiges Werk ausschied, und an das Novellenbuch: „Wolken und Sunnschein"

Digitized by Google

erinnert, so hat man ein vollständiges Verzeichnis aller erzählenden Werke des Dichters, die bis zu seinem Tode im Buchhandel erschienen sind. Jetzt ist der ganze Reichtum, der ganze Ertrag seines Lebens dem Publicum in einer zehnbändigen Gesammtausgabe vorgelegt worden.

Die Oeffentlichkeit liebt es, jene Dichter und Schriftsteller, die ihr als blutvolle Naturen gegenübertreten, namentlich wenn sie im Dialect schreiben, als unbewußt schaffende Geister anzusehen. Und manche Schriftsteller dieser Art spielen die Komödie selber mit und reden von nichts lieber als von ihrer Naivetät, um ihren Nimbus als ganz besondere Geschöpfe Gottes zu erhöhen. Zu diesen Komödianten gehört Anzengruber nicht. Und wenn die Oeffentlichkeit ihn als einen jener unbewußten Naturgenies hingenommen, solange sie ihn nur als Bühnendichter kannte, der Erzähler hat ihr diesen Wahn sicherlich längst zerstört. Gleich in seinen „Dorfgängen" schrieb er zu jedem Bande eine Einleitung, in der er sich mit der Welt auseinandersetzte und über die Grundsätze seines Schaffens aussprach, und er tat dasselbe in manchem seiner späteren Bücher. Dies geschah stets mit Geist, und es gewährte immer die tiefsten Einblicke in die Werkstätte des Dichters. Er hat über seinen eigenen Realismus nachgedacht und legt selbst die Gründe dar, warum

Digitized by Google

derſelbe ſo ſehr verſchieden iſt von demjenigen Fritz Reuters und anderer, warum ſeine Muſe namentlich geſchlechtlichen Verhältniſſen ſo ungern ausweicht. Auch über die ihm von der ſchablonenhaft geführten Kritik widerfahrene Ehre, kurzweg als „Dialectdichter" bezeichnet zu werden, läßt Anzengruber ſich aus. Er will ſich nur als einen halben Dialectdichter, aber als einen ganzen „Realiſtiker" betrachtet wiſſen. Er hat ſich immer davor gehütet, eine Mundart voll und ganz in ſeinen Werken auszuprägen; er ging ſtets nur ſo weit, als es die Wahrheit in der Schilderung, die Kennzeichnung der gegebenen Verhältniſſe, der dargeſtellten Menſchen erforderte. Den beſten Beweis hierfür erbringen ſeine erzählenden Schriften. Dort, wo der Dichter ſpricht, klingt die Mundart immer nur an, ſie gibt ſeiner Rede die Farbe; ſobald aber die Perſonen ſelbſt das Wort führen, iſt dasſelbe geſättigt, der Ton voll, und wie aus einem friſch gepflügten Ackerfeld ſtrömt uns der Erdgeruch entgegen, der Erdgeruch der Mundart. Und doch wendet der Dichter dieſelbe, wie er ſelbſt betont, nicht rein an, denn er weiß, daß er dieſe erquickende künſtleriſche Wirkung viel ungetrübter als „halber Dialectdichter" erzielt wie als ganzer mit fortlaufenden Fußnoten oder einem „Idiotikon" am Schluſſe jedes Buches. Anzengruber iſt ein Volksdichter, aber kein Dialectdichter.

Digitized by Google

Unter seinen erzählenden Werken nehmen viele, wie seine Stücke, eine allererste Stelle im zeitgenössischen deutschen Schrifttum ein, und manches muß geradezu mustergiltig genannt werden. Die Märchen des „Steinklopferhans" z. B. und die ergreifende Novelle „Der Einsam" sind einzig im deutschen Schrifttum. In den ersteren hat Anzengruber noch einmal eine seiner prächtigsten Gestalten zum Worte kommen lassen, in der letzteren sind die Schicksale eines dörflichen „Pfaffenkindes" mit wahrhaft erschütternder Gewalt behandelt. Die „Märchen des Steinklopferhans" hat der Dichter in einem Bande „Kalendergeschichten" veröffentlicht, zu denen er eine Einleitung geschrieben, die das Tiefsinnigste ist, was über diese Art von Volksliteratur gesagt werden kann. Er legt den höchsten Maßstab an die Kalendergeschichte, er fordert, daß sie „belehrsam" sei, sich an den Kinderverstand des Volkes anschmiege und dennoch ein wahrhaft dichterisches Werk bleibe; kurz, eine gute Kalendergeschichte sei eine solche, die das Volk nicht oft genug lesen könne, „über deren letzte Worte hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen". Und was Anzengruber hier als Lehrsatz aufstellt, das führte er in den Märchen in mustergiltiger, in bewunderungswürdiger Weise dichterisch aus. In belehrsamen Geschichten bekämpft er mit milder Weltweisheit alle Laster und Vorurteile

Digitized by Google

des Volkes, seinen Aberglauben und den Jesuitismus, der ihm in allen Formen entgegentritt; er weckt in den Herzen der Zaghaften Mut und Selbstvertrauen und hilft überall dem Menschlichen zum Siege. Und trotz dieses ausgesprochen lehrhaften Gepräges der Märchen stehen dieselben dichterisch — wir müssen dies noch einmal sagen — ganz einzig da in unserem Schrifttum, und der Höchstgebildete wird sie mit demselben Genuß lesen können wie das Volk.

Die beiden Dorfromane Anzengrubers: „Der Schandfleck" und „Der Sternsteinhof", gehören mit zu dem Bedeutendsten, was unsere Zeit auf dem Gebiete des Romans geleistet hat. Die Neugestaltung, die der Dichter dem „Schandfleck" vor einiger Zeit hat zuteil werden lassen, ist ein sprechender Beweis für die tiefe Bewußtheit seines dichterischen Schaffens. Die Zwitterhaftigkeit, die diesem Roman unseres Dichters bei dessen erstem Erscheinen anhaftete, weil eine Hälfte ein Dorf-, die andere ein Stadtroman war, ist nun völlig beseitigt, und das Kunstwerk wirkt rein und unmittelbar auf uns, seitdem jener städtische Teil der Geschichte, den wir in der „Kameradin" finden, ausgeschieden ist. Der Schandfleck des Reindorferhofes, die kleine Leni, die dem Bauer unerwartet als Drittes geboren wird von seiner schon alternden Frau, von seiner von einem Lotterbuben verführten Frau, dieses arme Kind, das auf dem ganzen

Digitized by Google

Hofe keinen einzigen Freund hat außer dem „Sultl“, und das auch dieſen ſterben ſieht, es wächſt uns jetzt ganz und gar an's Herz, und wir werden nicht mehr durch fremde Zutaten aus der Stimmung geriſſen wie früher. Im „Sternſteinhof“ ſteht ebenfalls eine weibliche Geſtalt im Mittelpunkte der Handlung, die wir von ihrem früheſten Mädchenalter an durch's Leben geleiten; doch iſt dieſe Figur das gerade Widerſpiel der Leni im „Schandfleck“, eine kaltherzige, ehrgeizige Dirn', die ſich aus tiefſter Armut durch Klugheit und rückſichtsloſes Wollen zur Herrin des größten Bauernhofes im Lande emporſchwingt. Mehr denn ſieben Jahre dauert der Kampf um den reichen Bauersſohn, und als er beendigt ſcheint, nach vollzogener Trauung, da weiſt der protzige Vater des jungen Mannes noch immer die Hand ſeiner Schwiegertochter zurück, und der Eroberungsfeldzug der nichts weniger als tadelloſen, verſchlagenen jungen Frau beginnt von Neuem. Und ſie gelangt an ihr Ziel: ſie wird die geachtete große Bäuerin, man nennt ſie allgemein das Kernweib, das in allen Stücken tüchtig iſt, brave Kinder hat und viel Gutes tut. Der Dichter aber kennt die niederen Triebfedern all' ihrer ſchönen Handlungen, und mit herber Wahrhaftigkeit legt er ſie blos. Um dieſe Geſtalt gruppirt ſich eine ganze Reihe von meiſterhaft geſchilderten männlichen Charakteren, die ſämmtlich eingreifen in das im

Digitized by Google

Grunde einfache und doch überaus kunstvolle Räderwerk der Handlung. Der Bau dieses Romans, in dem auch der Humor des Dichters zur vollen Entfaltung gelangt, ist tief durchdacht und vollendet in allen Teilen und er wird sicherlich noch von künftigen Geschlechtern als eines der vorzüglichsten Werke deutscher Erzählungskunst betrachtet werden.

Die dramatische Nachblüte Anzengrubers, die einen neuen Frühling im Gefolge haben zu wollen schien, brachte uns die drei Volksschauspiele: „Stahl und Stein", „Heimg'funden" und „Der Fleck auf der Ehr'." Das erstgenannte dieser Stücke ging aus der Erzählung „Der Einsam'" hervor und auch das letztgenannte wurzelt in einer Novelle des Dichters. Jedes dieser Stücke reiht eine neue Männergestalt von bleibendem Gepräge in die Anzengruber-Galerie, den Einsamen, den Thomas Hammer und den Hubmayr. Der Einsam', zu dessen Gestaltung Anzengruber ziemlich spät kam, ist der schärfste Typus des Lieblingsheldentums unseres Dichters. Der Wurzelsepp, der Steinklopferhans und eine ganze Anzahl anderer Gestalten, Thomas und Hubmayr, sie alle sind, wenn auch anders geartet, im Grunde nichts weiter als der Einsam', der mit der Gesellschaft in bitterer Fehde lebende Verkannte und Enterbte. Der Sprecher des Dichters steht scheinbar immer auf der tiefsten Stufe, er wird von den Normalmenschen immer mißachtet, und

Digitized by Google

ſein Schöpfer, der ihn während des Stückes allmälig in den Vordergrund rückt, ſcheint ſich mit wahrem Behagen an den Geißelhieben erlabt zu haben, die der „Proletarier" ſtets auszuteilen hat. Der „Einſam'," in der Novelle ein „Pfaffenkind", war als ſolches für die Bühne nicht verwendbar und der Dichter, durch die Schickſale des „Vierten Gebotes" gewitzigt, wandelte den Vater ſeines Helden in einen hartköpfigen Bauer um, der zum Vorſtand der Gemeinde emporrückt und als Ehrenſpiegel ſeines Dorfes gilt. Nichts ſtört den Frieden ſeiner Gemeinde als die Anweſenheit eines unheimlichen Burſchen, der in einer Berghöhle lebt und den Niemand kennt. Er trotzt aller Ordnung und dieſen Trotz mit Gewalt zu brechen, hat der Dorfrichter ſich zum Ziel geſetzt. Die aber jetzt aneinanderprallen — ſind Vater und Sohn. Eine Jugendſünde, ein Verbrechen, an einem armen Mädchen begangen, kehrt ſich nach Jahren gegen den harten Mann. Man bringt ihm den von Gendarmen Beſiegten auf einer Bahre und rollt die Lebens-Geſchichte des Sterbenden vor ihm auf. Wohin mit ihm? fragt Alles. Und der in ſeinem Trotz gebrochene alte Mann ſchreit auf: „In's Vaterhaus!" Das letzte Wort aber ſpricht der Prieſter des Dorfes und er ſagt mit Paulus: „Und hätte ich allen Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts." Aus Eigenem fügt er hinzu: „Für was

Digitized by Google

aber Alles hält sich unsere verlogene Zeit mit ihrem liebloſen Glauben?" Und dieſe chriſtliche Strenge atmet die Dichtung eines Mannes, der zu den beſtgehaßten gehört, den unſere Hetzkapläne noch über das Grab hinaus verfolgen, weil er auch im „Pfarrer von Kirchfeld" nur das Evangelium der Duldung und der Liebe verkündete und gegen die „ſtreitende Kirche" auftrat. Gerade die Prieſter ſollten ihm Dank wiſſen für ſein dichteriſches Schaffen, denn herrlicher hat ihren Stand Niemand gezeichnet als Anzengruber. Freilich, er ſchilderte ihn nach den idealen Kunſtprinzipien Schillers: nicht ſo, wie er iſt, ſondern ſo, wie er ſein ſollte.

Auf „Stahl und Stein" folgte „Heimg'funden", eine Weihnachtskomödie, und auch in dieſem Werk atmet eine erhaben chriſtliche Anſchauungsweiſe. Die „alte Hammer," eine jener Prachtmütter Anzengrubers, hat zwei Söhne. Der eine blieb bei ihr und treibt den vom Vater ererbten Spielwaarenhandel, der andere hat „g'ſtudirt", wurde Juriſt, Advocat, heiratete reich und vergaß ſeine arme, alte Mutter, die draußen in der Vorſtadt kümmerlich lebt. Er ſcheitert und ſteht eines Tages vor dem Selbſtmorde. Thomas, der verkannte Bruder, der Dumme, ſieht von jeher ſeine Lebensaufgabe darin, die Mutter über die Undankbarkeit ihres Lieblings zu täuſchen, ſein Andenken bei ihr zu retten. Und jetzt führt er den am Abgrund ſtehenden älteren

Digitized by Google

Bruder mit ſanfter Gewalt in die Mutterarme zurück. Er holt Weib und Kind des Unglücklichen aus dem zuſammengebrochenen ſtolzen Haushalt und führt ſie dem Gatten, dem Vater, der unbekannten Großmutter mit dem goldenen Wiener Herzen zu. Und dann werden in der beſcheidenen Stube die Lichter des Chriſtbaumes entzündet, und die drei Fremdlinge dieſes Hauſes, die bisher dem Schein gelebt und einem falſchen Glück nachgejagt — ſie haben heimg'funden. Nie wurde ein ſo ergreifender Gedanke auf ſolche Art geſtaltet: Alles iſt auf dem roſigen Untergrund eines erquicklichen Humors gezeichnet, dem Dichter waren die Charaktere mehr als der Grundgedanke, die Wechſelreden wichtiger als das ganze Stück. Eine ſolch' geſättigte Fülle des Witzes, wie in „Heimg'funden" findet ſich nur noch im „G'wiſſenswurm." — An dieſes Werk reiht ſich die letzte Arbeit des Dichters: „Der Fleck auf der Ehr'." Mit ihm griff Anzengruber tief in das ſoziale Leben, er ſtellte eine der alltäglichſten Geſchichten künſtleriſch dar: ein des Diebſtals verdächtiges Dienſtmädchen, das unſchuldig zu einer Kerkerhaft verurteilt wird. Sie iſt in ihrem Heimatsdorf eine geachtete Frau geworden, aber der Fleck auf ihrer Ehr' iſt geblieben, und er bringt ihr Unheil, denn ihre Verurteilung iſt bekannt geworden, nicht aber ihr Freiſpruch, ihre Unſchuld. Und der Dichter fordert die feierliche Verkündigung jedes

Digitized by Google

Irrtums der Justiz von der Kanzel, an jede Kirchentür soll es angeschlagen werden, wenn einem Mitmenschen ein Unrecht widerfahren von denen, die das Recht zu hüten haben.

Wenn man auf solche Art aus den zwanzig dramatischen Werken Anzengrubers den Kern herausschält, kommt man immer wieder zu der Erkenntnis, daß es einen christlicheren Dichter als diesen nie gegeben. Vielleicht wird eine spätere Zeit dies besonders betonen, vielleicht wird man ihn einmal den Evangelisten unter den Dramatikern nennen.

„In der Charakterschilderung*) erweist Anzengruber sich in seinem letzten Werke größer als je; auch seine satirische Kraft ist um nichts geringer als in seinen früheren Schöpfungen, nur in der Gliederung der Handlung vermissen wir den einheitlichen, dramatischen Zug, der so viele Stücke des Dichters auszeichnet. Das Stück selbst und seine Hauptpersonen leben sich in drei oder vier großen Scenen aus, alles andere schlingt sich als buntbewegter Rahmen um das kräftige Bild. Fast alle Anzengruberschen Stücke bereicherten die deutschen Bühnengestalten um eine ganz eigenartige Individualität, um eine schauspielerische Aufgabe von großem Reiz. Auch im „Fleck auf der Ehr'" gibt es eine solche Ge-

*) Siehe des Verfassers „Dramaturgische Gänge."

Digitized by Google

ſtalt: Hubmayr, den Gewohnheitsdieb. Dieſe Geſtalt beherrſcht das Stück geiſtig, obwohl ſie nur eine Epiſode iſt, denn Hubmayr iſt der Hauptträger der Satire des Dichters. Er allein, der Strolch, tritt für die Unſchuldige ein, er fordert in ſeiner Art das, was nur die erleuchtetſten Menſchenfreunde und die Apoſtel der Gerechtigkeit unter den Juriſten fordern — eine Entſchädigung für die unſchuldig Verurteilten. Nicht viele Dichter hätten es ſich verſagt, aus Hubmayr ein Opfer mangelhafter Rechtspflege zu machen. Anzengruber iſt ſtolz an dieſem äſthetiſchen Gemeinplatz vorbeigeſchritten, er hat ſeine Nähe gar nicht gewittert."

Zur dramatiſchen Nachblüte Anzengrubers zählt man auch ſein nachgelaſſenes Volksſchauſpiel „Brave Leut' vom Grund", doch ſtammt das Stück aus früheren Tagen. Dasſelbe iſt in ſeiner dramatiſchen Technik ſchwach, bringt aber in der Hauptgeſtalt, der Amalie Grund, den vollendetſten Typus der Wienerin auf die Bühne, der jemals da war.

Auch ein unbekanntes Jugendwerk Anzengrubers wurde nach deſſem Tode in einem Theaterarchiv gefunden. Es nennt ſich „Schurzfell und Glacéhandſchuh" und iſt dadurch merkwürdig, daß es ſtofflich dem „Hüttenbeſitzer" Ohnets außerordentlich verwandt iſt, obwohl es zwanzig Jahre früher geſchrieben wurde. Dasſelbe wurde noch nicht veröffentlicht.

Digitized by Google

Wir haben Anzengruber verloren, früh, viel zu früh verloren! Wer ihn und seine ganze Bedeutung kennzeichnen wollte, müßte Bände schreiben, denn er war einzig! Es gibt kein besseres Wort: einzig! Er hat uns in zwanzig dramatischen Werken und in einer stattlichen Reihe von Erzählungen ein Weltbild hinterlassen, wie es tiefer und ergreifender noch von keinem Dichter geschaffen worden ist.

Wir besaßen, Alles in Allem, in Anzengruber einen der größten Volksdichter, die je gelebt haben, und Schiller bereits hat ihn weit besser und tiefsinniger gekennzeichnet, als es irgend wer vermöchte. „Ein Volksdichter für unsere Zeit," sagte er, „hätte blos zwischen dem Allerleichtesten und Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Classe Verzicht zu tun, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen." Wir wissen, daß Anzengruber dieses letztere gewählt. „Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens," fährt Schiller fort, „würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem

Digitized by Google

Kinderſinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten in reizender nnd verdachtloſer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in vollem Glanze heraufzuführen." Wer reibt ſich da nicht die Augen nnd meint, eine geiſtvolle Kennzeichnung Anzengrubers geleſen zu haben? Aber es iſt mehr als eine ſolche, es iſt Schillers Vorahnung deſſen, was ſich in unſerem Dichter erfüllt hat.

Eduard Mautner und Joſef Weilen.

(Ein Nachruf.)

In zwei aufeinanderfolgenden Tagen des Hochſommers 1889 (im Juli) ſtarben zwei Wiener Schriftſteller, die zum geiſtigen Gepräge der guten Donauſtadt gehörten, die viel genannt und gekannt waren und deren Geltung doch mehr geſellſchaftlicher als literariſcher Art war: Eduard Mautner und Joſef Weilen Der erſtere war ein geborener Journaliſt und es hat ſeiner Laufbahn nicht geſchadet, daß er ſie als Lyriker begann und daß er zeitlebens mit dieſer Erinnerung aus jungen Tagen coquettirte. Andere, die denſelben Weg gegangen, ſchämten ſich ſpäter ihrer lyriſchen Erſtlinge und ſuchten ſie aus der Welt zu ſchaffen. Mautner erinnerte ſich der ſeinigen immerdar mit Wohlgefallen und er ſattelte auch als Feuilletoniſt nicht ſelten den alten Pegaſus. Dieſes Beharren bei der poetiſchen Form bildete ſein Sprachgefühl auf das feinſte aus und Mautner wurde einer der beſten

Digitized by Google

deutschen Uebersetzer französischer Verse. In guten Stunden gebot Mautner auch über anmutigen Witz und die Leser aller Wiener Zeitungen haben ihn als Plauderer geschätzt. Am Beginn seiner Laufbahn (1851) verdichtete sich dieser Witz Mautners einmal zu einer Lustspielschöpfung, die im Burgtheater Geltung erlangte; spätere Versuche nach derselben Richtung wollten nicht mehr glücken, obwohl das Treumann-Theater sich ihnen wiederholt und auch das Burgtheater noch einmal öffnete. Eduard Mautner hatte sich durch seine vielen Uebersetzungen für das Burgtheater früh in den Gedankenkreis des modernen Gesellschaftsstückes eingelebt und aus diesem Ideenkreis heraus gestaltete er zu Anfang der Sechziger-Jahre sein Schauspiel „Eglantine", welches Frau Wolter sozusagen auf den Leib gedichtet war. Das Stück errang (1863) einen Darstellungserfolg, der so ganz der Künstlerin gehörte, daß das Werk nur in Wien aufgeführt werden konnte. Hier hat es sich auch mehr als ein Jahrzehnt im Spielplan des Burgtheaters behauptet und eine glückliche Parodie desselben trug viel bei zu seiner Volkstümlichkeit. Selbst Friedrich Hebbel ertappte sich einmal fluchend dabei, daß er, auf einem Spaziergang am Ufer des Traunsees begriffen, den Gassenhauer vor sich hinträllerte: „Die elegante Tini". Während er um seine „Nibelungen" mit Laube einen erbitterten Krieg führte, beherrschte

Digitized by Google

„Eglantine" das Burgtheater und „Die elegante Tini" die Leopoldstädter Bühne. Eduard Mautner fühlte sich seit jenen Tagen ungemein, das Jahr der „Eglantine" war für ihn ein neuer Abschnitt in der Zeitgeschichte. Und man darf dies nicht als einen Scherz ansehen, so spaßhaft es auch ist. Die Schlacht von Königgrätz fand für ihn drei Jahre nach der Erstaufführung seiner „Eglantine", der deutsch-französische Krieg sieben Jahre nach diesem Ereignis statt. Als einmal in einer Gesellschaft das Gespräch auf Lenau kam und Einer sein Todesjahr wissen wollte, da sagte Mautner: „Ich glaube — dreizehn Jahre vor meiner „Eglantine"; ja, ja, ganz richtig: 1850." Nun, dieses epochale Werk Mautners ist sammt seinen anderen ernsthaften literarischen Versuchen längst zu den Toten geworfen worden. Nichts von ihm wird dauern als einige Uebersetzungen aus dem Französischen und sein Andenken als einer jener liebenswürdigen Plauderer, die das Wiener Feuilleton geschaffen haben. Und das Letztere ist nichts Geringes. Es ist denn auch ganz falsch, ja albern, den Verstorbenen, der mit all' seinen Schwächen gewiß ein braver Mann war, als einen Markstein im deutschen Literaturleben Oesterreichs hinzustellen, wie dies in der „Frankfurter Zeitung" versucht worden ist. Ein Nachruf dieses Blattes auf Mautner schloß: „Man sieht in der Schaar der österreichischen Poeten immer nur die Lücken,

Digitized by Google

die der Tod reißt. Immer enger schließt dieser Kreis sich aneinander; die Besten altern und die Nachwachsenden wenden sich Zielen zu, die fernab von den Wegen der Dichtung liegen." Solche Geschmacklosigkeiten sollten auch an einem offenen Grabe nicht geschrieben werden.

Ganz verschieden von Mautner war Josef Weilen geartet. Auch er gehörte zu jener Gruppe von Wiener Dichtern, deren gebundene Kräfte erst durch die Taufe oder durch das Jahr 1848 voll entfesselt werden konnten: Ludwig August Frankl, Ignaz Kuranda, Mosenthal, Moriz Hartmann, Eduard Mautner und Andere zählen hierher und sie heben sich scharf ab von Grillparzer, Bauernfeld, Halm, Hebbel, Laube, Nissel und Otto Prechtler. Wie ein Bindeglied schob sich Josef Weilen mit akademischen Tragödien zwischen die beiden Gruppen, und er war immer bestrebt, zur letzteren gezählt zu werden. Keiner der Erstgenannten drang zu höheren Stilformen vor, Weilen aber suchte nur in ihnen seine Geltung. Kuranda schrieb eine schwache Tragödie und wurde Publicist, Mosenthal drechselte sich eine volkstümlich-empfindsame Weise zurecht und warf sich auf die Tendenzdichtung, die Anderen übten nach mißlungenen ernsten Versuchen ihren Witz, ernteten kleine Lustspielerfolge und nährten sich vom Feuilleton. Josef Weilen aber begann mit

Digitized by Google

einer Tragödie, „Triſtan", und er ſchloß ſeine Laufbahn als Dramatiker mit dem Trauerſpiel „König Erich" ab. Dazwiſchen liegen die Tragödien: „Heinrich von der Aue", „Edda", „Am Tage von Oudenarde", „Dolores", „Roſamunde", „Drahomira", das Schauſpiel „Ein neuer Achilles", die Literatur-Komödie (mit Leſſing als Helden) „An der Grenze" und einige ſehr gelungene Feſtſpiele. Was ihm als Stück mißlang, ſandte er als Erzählung in die Welt. Zwei ganz unzulängliche Arbeiten dieſer Art von ihm ſind „Daniela" und „Unerſetzlich". In dieſer Summe von literariſchen Schöpfungen betätigt ſich ein kraftvoller Wille, eine ſtarke Arbeitskraft, eine zähe, ausdauernde Natur. Wenn das dichteriſche Talent Weilens nur halb ſo groß geweſen wäre, als eine dieſer Eigenſchaften, er wäre eine Zierde des deutſch-öſterreichiſchen Parnaſſes geworden. So aber blieb er trotz all' ſeines Strebens eine Wiener Localgröße und die deutſche Literatur weiß wenig von ihm.

Joſef Weilen war ein Menſch von ſeltenem Ehrgeiz und ſeine Laufbahn gehört zu den merkwürdigſten, die Männer aus eigener Kraft zurückgelegt haben. Er wurde 1848 in Wien aufgegriffen und gewaltſam für das Deutſchmeiſter-Regiment aſſentirt; er brachte es zum Lieutenant und als ſolcher zum Lehrer an der Schule der Genietruppe zu Znaim. Dort ſchrieb er

Digitized by Google

seine erste Tragödie, und er tat, was damals alle jungen Dichter taten, er sandte sie an Heinrich Laube nach Wien. Der Director des Burgtheaters lehnte das Werk des Lieutenants ab, gab ihm jedoch Ratschläge für eine Umarbeitung des Stückes und ermunterte ihn für künftige Fälle. Der Dichter aber ließ nichts mehr von sich hören. Eines Tages las Laube in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" einen Breslauer Kunstbericht, in welchem „Tristan", die Tragödie „eines österreichischen Lieutenants", rühmend besprochen war. Er erinnerte sich des Stückes und vernahm jetzt mit Wohlgefallen, daß es bei seiner Erstaufführung in Breslau gefallen habe. Und er tat, was eben nur Heinrich Laube zu tun im Stande war, er setzte sich sofort hin und schrieb an den Lieutenant Josef Weil in Znaim, er möge ihm doch das Werk, von dessen Erfolg er mit Vergnügen Kenntnis genommen, in der Neubearbeitung wieder senden! Der Dichter war nicht faul und sandte sein Stück — und es kam an der ersten deutschen Bühne zur Aufführung. Dem „Tristan" folgte alsbald „Heinrich von der Aue" und diesem Werke — die Versetzung des Lieutenants in eine Stellung an der Wiener Hofbibliothek. Damit war der entscheidende Schritt zur künftigen Laufbahn Weilens getan und Heinrich Laube war der Mann, der dieser Laufbahn die Wege geebnet, dem der junge Dichter Alles zu danken hatte.

Digitized by Google

Laube schätzte an Weilen die zähe Arbeitskraft, die Correctheit seines Wesens, den Ernst seines Strebens. Daß er kein Dramatiker von dichterischer Veranlagung war, erkannte auch er, aber er hoffte immer, einen Mann in ihm gefunden zu haben, der das, was er selbst konnte und hochschätzte, zu tun im Stande war — „brauchbare Stücke" zu schreiben. Als auch das nicht eintraf, war er nicht wenig enttäuscht, aber Weilen hing mit solch' zäher Dankbarkeit an seinem Gönner, daß er ihn nie fallen ließ. Und auch die Nachfolger Laubes am Burgtheater hielten es für geraten, jedes Stück aufzuführen, das der Dichter, der zum Kreise Grillparzers gehörte und auch andere einflußreiche Gönner hatte, ihnen übergab. Josef Ritter von Weilen hatte sich in demselben Maße, in dem seine dichterischen Erfolge verblaßten, hohe gesellschaftliche Beziehungen zu sichern gewußt, und diese letzteren wuchsen von Jahr zu Jahr. Der unbefriedigte Ehrgeiz des Schriftstellers, von dem sich blos ein einziges Werk, das Trauerspiel „Graf Horn", im Burgtheater zu erhalten vermochte, lenkte allmälig in andere Bahnen ein und dort winkten ihm hohe Ehren. Als Adolf Wilbrandt Director des Burgtheaters wurde, strich sein Eigensinn auch den „Grafen Horn" aus dem Spielplan und bereitete dem Dichter eine ganz unnötige Niederlage durch die Wiederaufnahme eines älteren Werkes,

Digitized by Google

des Trauerspiels „Edda", mit Frau Wolter in der Titelrolle. Seit diesem Mißerfolg fehlt der Name Weilens gänzlich im Spielplan des Burgtheaters, und daran konnte selbst das spätere Verhältnis des Schriftstellers zum Kronprinzen Rudolf nichts ändern.

Noch einmal griff Heinrich Laube entscheidend in das Leben Weilens ein. Die „Concordia", der einflußreiche Verein der Wiener Schriftsteller und Journalisten, brauchte einen Präsidenten und eine Abordnung des Ausschusses erschien bei Laube, der alt und hinfällig geworden war, um ihm dieses Ehrenamt anzutragen. Er lehnte mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand ab und besprach den Fall ganz offen mit den Abgesandten. „Wen wollen Sie jetzt wählen? Bauernfeld wird Ihnen dieselbe Antwort erteilen wie ich und Wilbrandt ist als Director des Burgtheaters zu viel beschäftigt. Ich rate Ihnen, übertragen Sie Ihr Amt Josef Weilen. Er ist der beste Präsident, den Sie gegenwärtig in Wien finden." Und Weilen, den man für diesen Ablehnungsfall schon in Aussicht genommen hatte, wurde Präsident der „Concordia". Dadurch wurde er eine Respectsperson auch für die Satiriker und Witzbolde, die stets ihr Mütchen an ihm kühlten, sein Ansehen wuchs beim Kronprinzen, sein Einfluß mehrte sich allerorten, er nahm durch Jahre eine allererste Stellung im Wiener Gesellschafts-, Lite-

Digitized by Google

ratur- und Kunſtleben ein und ſeine Laufbahn, deren nächſte Stufe ſicherlich die Baronie geweſen wäre, war noch lange nicht abgeſchloſſen, als ein jäher Tod ihr ein Ende bereitete.

Das tätige Leben Joſef Weilens kann nicht ſpurlos aus dem geiſtigen Gepräge Wiens gewiſcht werden, denn er brachte für alle Stellungen, die er einzunehmen berufen war, ein ehrliches Wollen mit und er hat nach vielen Richtungen wohltätig zu wirken geſucht. Als Mitbegründer und Inſpector der Schauſpielſchule des Conſervatoriums, als Obmann der Schiller-Stiftung, als Präſident der „Concordia", als Redacteur des Kronprinzen-Werkes „Oeſterreich-Ungarn in Wort und Bild", als Mitherausgeber der erſten Geſammtausgabe Grillparzers, in welcher er die Lyrik und Laube die dramatiſchen Werke ordnete, überall hatte er Gelegenheit, ſeine Klugheit, ſeinen Gerechtigkeitsſinn, ſein Pflichtgefühl, ſein Wohlwollen, ſeine Geſchicklichkeit zu betätigen, und man rühmt ihm nach, daß er immer klug, gerecht und wohlwollend geweſen ſei. Ein Dichter war er nicht. Aber er gehört dennoch zum literariſchen Jahrhundert Grillparzers.

Digitized by Google

Auch ein Dichter.

(Ein Lebensbild.)

Als ich mit der Beschaffung des stattlichen Materials, das ich für meine kleine Schrift über „Die Lectüre des Volkes“ *) bewältigen mußte, beschäftigt war, erinnerte ich mich eines Mannes, dem ich vor Jahren begegnete und der mir in dieser Sache sehr nützlich sein konnte. Dieser Mann war ein Colportageroman-Dichter. Derselbe kam eines Tages zu mir und stellte sich als Schriftsteller vor. Warum Herr Richard mich aufsuchte, weiß ich heute nicht mehr genau. Aber daß es nicht in eigennütziger Absicht geschah, weiß ich gewiß. Ich glaube, ein Freund aus der Provinz, den er kannte, schickte ihn mit einem Gruße zu mir. Ich hatte weder seinen Namen je gehört, noch kannte ich seine Werke, doch er schien nicht empfindlich zu sein und klärte mich lächelnd darüber auf. Er schreibe unter verschiedenen

*) „Gegen den Strom“, Heft IX., (Wien, Gerolds Verlag.)

Digitized by Google

Namen, sagte er, und habe seinen Verlegern in fünf Jahren an 1000 Druckbogen Romane geliefert. Ich mußte wohl sehr verdutzt ausgesehen haben, als ich dies vernommen, denn er fügte mit einem trüben Lächeln hinzu: „Nicht wahr, das ist ein trauriges Handwerk?“ Er zuckte mit den Achseln: „Ich erhalte davon meine alte Mutter und zwei Schwestern.“

Als Herr Richard bei mir war, offenbarte er allerlei absonderliche Eigenheiten. Zuerst glaubte ich, einen kleinen Komödianten aus der Provinz vor mir zu haben. Er trug das bleiche Gesicht glatt rasirt, hatte sehr markirte Züge, die auf eine Ueberanstrengung des Kopfes schließen ließen, sprechende Augen und wallendes Haar. Er war ziemlich bunt gekleidet, trug aber eine weiße Halsbinde, lichtbraune Handschuhe und einen breiten Filzhut. Als ich die ersten Worte sprach, bedeutete er mir, daß er nicht gut höre. Ich lud ihn zum Sitzen ein, er aber befühlte den gelben Damaststoff des Fauteuils und weigerte sich, darauf niederzusitzen. Als ich darüber lächelte, sagte er, er sei das nicht gewohnt und holte sich bescheiden den Rohrsessel vom Schreibtisch. In einer Pause des Gesprächs — wir hatten uns erhoben — wollte ich ihm die herrliche Aussicht von meinem vierten Stockwerk zeigen, er aber trat scheu vom Fenster zurück und deutete nach seinem Kopfe. Er litt an Schwindel. Bevor er ging, bat ich ihn, er möge mir

Digitized by Google

doch einen seiner Romane senden oder bereit halten, wenn ich zu ihm komme, denn ich möchte etwas von ihm lesen. Er lachte ablehnend und schüttelte mir die Hand. Wenn ich wirklich zu ihm komme, was er aber bezweifle, wollte er mir etwas Anderes zeigen. Als er die Tür öffnete, kollerten zwei Hunde herein, die er mit den Füßen, doch ohne Rohheit, rasch wieder hinausfegte. „Das ist meine Familie," sprach er und schloß die Tür hinter sich, indem er meine Begleitung ablehnte.

Dieser Mann mochte damals etwas über dreißig Jahre zählen, und er schrieb Romane — tausend Druckbogen in fünf Jahren!

Als ich eines Tages nach endloser Wanderung durch einen der ärmsten Stadtteile von Wien, in dem jene muffige schlechte Luft herrscht, die vom Volke als der „Arme-Leut'-Geruch" bezeichnet wird, an der Tür Richards läutete, erscholl innen ein betäubendes, mehrstimmiges Hundegebell. Schlürfende Tritte nahten, und eine weibliche Stimme fragte, wer hier sei. Endlich wurde geöffnet. Drei Frauenspersonen und der Hausherr selber bemühten sich, mir den Weg zu bahnen durch die dunkle Küche, die von vier Hunden gegen den Eindringling verteidigt wurde. Durch ein kleines Zimmer, an einer funkelnden neuen Nähmaschine vorbei, gelangte ich in das Heiligtum des Dichters. Die

Digitized by Google

Tür hinter uns wurde geſchloſſen, und die Nähmaſchine begann zu ſurren. Das Zimmer Richards war ärmlich, aber reinlich gehalten. Nur der Tabaksqualm ſtörte, der wie eine Wolke über demſelben lag. Eine kleine Handbibliothek, welche die deutſchen Claſſiker und die Romane Richards enthielt, nahm die ſchmale Wandfläche zwiſchen den zwei Fenſtern ein. Alte Zeitungen und abgegriffene Hefte der Reclamſchen Univerſalbibliothek lagen in großer Zahl obenauf, ein Stuhl hinter dem Schreibtiſch war ebenfalls ſchwer belaſtet mit allerlei Druckſchriften.

Herr Richard war ſehr geſprächig. Er ſprach, vielleicht um mir zu gefallen, von ſeinem Handwerk mit erſtaunlicher Offenheit und Mißachtung. Er ſchrieb damals zu gleicher Zeit drei Romane. Von jedem hatte er das Perſonenverzeichnis auf dem Tiſche vor ſich liegen, ſonſt nichts. Keinen Abriß der Handlung, keiner Einteilung des Stoffes bedurfte ſeine Phantaſie, und doch hatte er von dem bereits fertigen Teile ſeiner Romane kein Blatt im Hauſe. Täglich trug er am Abend zur Poſt oder zum Verleger, was er bei Tage geſchrieben. Nur die Perſonen der drei Romane durften nicht miteinander verwechſelt werden, alles Andere war gleichgiltig. „Um die Fortſetzung iſt mir nicht bange,“ ſagte er, „mir fällt immer wieder etwas Packendes ein, und etwas Anderes wollen meine Leſer nicht.“ Er griff

Digitized by Google

nach einem gelben Hefte. Es trug einen marktſchreieriſchen, aufregenden Doppeltitel, und er las: „Erſtes Capitel. Eine dunkle Tat. Mord! Mord! hallte es an einem Septembermorgen des Jahres 1806 durch die Straßen der ſonſt ſo friedlichen und ſtillen Ortſchaft Döbling bei Wien u. ſ. w.“ Lächelnd legte er das Heft weg und ſagte: „Das iſt von mir. Sie haben bemerkt, daß das erſte Wort „Mord“ heißt, und aus dieſer Tonart iſt Alles geſchrieben, was Sie da ſehen. Ich gebe Ihnen nichts, denn Sie leſen's ja doch nicht. Aber ein Luſtſpiel, das ich in meinen ſchönſten Stunden geſchrieben, ſollen Sie einmal leſen. Ich ſandte es heute früh an Heinrich Laube und bat ihn um ſein Urteil. Vielleicht legen Sie ein gutes Wort dafür ein, damit er es recht bald lieſt.“ Ich verſprach ihm das und wollte gehen, denn der Tabaksqualm war mir unerträglich geworden. Herr Richard aber ſchlug mir einen gemeinſchaftlichen Spaziergang in's Freie vor, und ich ging mit ihm. Er klagte über ſeine Geſundheit und gab der Befürchtung Ausdruck, daß ſein aufregendes Handwerk ſein Nervenſyſtem wohl bald völlig zerrüttet haben dürfte; er gedachte ſeiner beiden Schweſtern und ſeiner alten Mutter, die er erhalte vom Ertrage ſeiner Arbeiten, und er ſchimpfte ſchließlich weidlich über einige Verleger ſeiner Romane, die ihm oft blos fünf Gulden für den Druckbogen zugeſtehen und ſelbſt

Digitized by Google

das nicht pünktlich bezahlen. Einer, den er wiederholt mahnte, schrieb ihm einmal auf einer Postkarte: „Halt's Maul, Sklave!“ Richard trug diese Karte, die den Poststempel „Dresden“ aufweist, stets bei sich, und er zeigte sie mir. Seine Antwort auf diese Beschimpfung bestand darin, daß er die Fortsetzung des begonnenen Romans unterließ, um den rohen Burschen in Verlegenheit zu bringen. Das gelang ihm jedoch nicht, denn der Roman erschien weiter und war von weiß Gott wem vollendet worden. Auch über sein schlechtes Gehör klagte Richard. Wie gerne ginge er manchmal in ein Theater! Aber auf der Galerie höre und sehe er nichts, und die ersten Plätze kosten in Wien ja ein Vermögen. Hingegen lese er sehr viele Theaterstücke, und zwar der Stoffe halber. Daraus schöpfe seine Phantasie immer wieder neue, spannende und aufregende Geschehnisse. Einer seiner Lieblingswünsche, sagte er, wäre der, die Gesammtausgabe von Grillparzers Werken zu besitzen. Der Dichter sei ja das Herrlichste, was der Wiener Boden hervorgebracht habe. Er spare zwar tapfer, aber es reiche noch immer nicht. Tief durchdrungen war Richard von dem Gedanken, daß er sich doch noch durch eine vornehmere literarische Schöpfung emporarbeiten würde. Sein Lustspiel, meinte er, sei vielleicht der Anfang hierzu. Wenn er nur nicht immer Brot erwerben müßte. Ideen zu Besserem hätte er die Menge.

Digitized by Google

Als ich ihn verließ, war ich tief verstimmt. Daß es solche literarische Frohnarbeiter gäbe, ahnte ich bis dahin nicht. Schon in den nächsten Tagen erkundigte ich mich bei Laube nach dem eingelaufenen Stück. Er antwortete mit einer unsäglich wegwerfenden Handbewegung. Seine Tochter aber sagte: „Der Mann hat einen so rührenden Brief an Vater geschrieben!" Ich bat mir das Stück aus und las es durch. Es war nicht talentlos, aber durchaus verschroben, schrullenhaft, zum Teil verworren. Als ich es zurückbrachte, fragte Laube: „Na, ist Ihre Neugier befriedigt?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ich werde es ihm mit der Begründung zurücksenden, daß ich ja nicht mehr Theaterdirector sei." Das geschah, und ich hörte lange nichts mehr von Richard. Etwa zwei Jahre später gab er bei mir eine Broschüre ab, die er im Auftrage einer Actiengesellschaft über ein neues Wasserleitungsproject geschrieben, und kurz darauf sandte er mir eine Festschrift, die er gelegentlich einer dynastischen Feier veröffentlicht hatte und in der er in bombastischer Prosa und schwulstigen Versen seinem Patriotismus die Zügel schießen ließ.

Seitdem waren wieder drei Jahre verflossen, und der Mann war für mich verschollen. Nun aber, da ich hinableuchten wollte in gewisse Niederungen der Volksliteratur, erinnerte ich mich wieder an ihn, und ich

Digitized by Google

ſuchte ihn auf. Er wohnte etwas beſſer als vor fünf Jahren. Seine Mutter war geſtorben, und ſeine Schweſtern, die damals erſt begonnen hatten, auf der Nähmaſchine tätig zu ſein, ſchienen jetzt in dem Vorzimmer, das zu Richard führte, bereits eine ganze Schneiderei eingerichtet zu haben. Hundegebell empfing mich auch diesmal, aber es waren jetzt blos zwei Köter, die mich in der Küche anfuhren. Doch als ich bei Richard ſelbſt eintrat, bemerkte ich ſogleich, daß „ſeine Familie" ſich nicht verringert, ſondern vermehrt hatte. Das ehrwürdige Haupt derſelben lag puſtend auf einem Stuhle neben dem Schreibtiſch, die anderen kollerten auf dem Fußboden umher. In der Mitte dieſes Zimmers ſtanden jetzt Blattpflanzen, in einem Fenſter ſah ich Blumen, im anderen war ein Vogelbauer angebracht, in dem eine ganze Schaar von Canarienvögeln ſich tummelte. Blendend weiße Vorhänge verſchönten das Ganze. Es war ein Raum, in dem ein idylliſches Gemüt zu hauſen ſchien. Das Bedürfnis nach Grünem und mehr noch das Zuſammenleben mit Hunden und Vögeln, die Herr Richard ſelbſt züchtete, hatte etwas Rührendes für mich, der den Gegenſatz zwiſchen der Umgebung dieſes Mannes und ſeiner Tätigkeit empfand. Er ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb, als ich eintrat; erſt das Gebell und Geknurr ſeiner Hunde machte ihn aufmerkſam, daß Jemand eingetreten war.

Digitized by Google

Herr Richard sah mich freudig erstaunt an, und er begrüßte mich mit einer Höflichkeit, die mich beschämte. Ich war ja in feindlicher, in heimtückischer Absicht zu ihm gekommen! Ausforschen wollte ich ihn über sein Handwerk, über die Schliche seiner Verleger und die Grundsätze, die ihn selbst leiteten bei seiner Tätigkeit! Ich machte mir jetzt im Stillen die ernstesten Vorwürfe darüber, aber die Klugheit gebot mir Schweigen. Ich wollte über einen Gegenstand schreiben, über den ich mich noch nicht genügend unterrichtet fühlte, und mich belehren zu lassen, war ich gekommen. Dies konnte vielleicht mein Urteil mildern und mich davor bewahren, ungerecht zu sein gegen Jene, die im Dienste gewissenloser Speculanten geistige Frohndienste verrichten, um sich das tägliche Brot zu erwerben. Auch konnte ich die ungeschminkte Wahrheit sicherlich nur erfahren, wenn ich Herrn Richard nicht erschreckte durch eine Kriegserklärung gegen sein Handwerk, sondern ihn harmlos plaudern ließ. Und das tat ich denn auch. Was ich dabei erfuhr, war freilich fast durchwegs persönlicher Art, aber auch das hatte seinen Reiz für mich.

Herr Richard zupfte an seiner weißen Halsbinde (ich sah nie eine andere bei ihm) und sagte: „Ihr Besuch beweist mir, daß Sie doch nicht so gering von mir denken, als ich dachte. Und daran tun Sie recht. Wir — ich meine die Verfasser von Colportage- und

Digitized by Google

Verbrecher-Romanen — sind sozusagen auch Menschen. Mancher von uns hat seine Geschichte wie die großen Herren von der Literatur, und wir Alle waren einmal Idealisten und sind es zum Teile noch." Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und das schien ihn zu verletzen. Ueber sein bleiches, müdes Gesicht flog ein Schatten, und er würgte augenscheinlich etwas hinab, das ihm auf der Zunge gelegen. Plötzlich stand er auf und reichte mir ein Buch — es war ein Band Grillparzer. „Sehen Sie," sprach er lebhaft, „ich hab' ihn nun doch! Und ich lese ihn jährlich zweimal durch. Das erhält frisch. Auch sonst hat meine Bibliothek sich vergrößert." Ich trat hinzu und sah manch' lesenswertes Buch. Das Bestreben, in guter geistiger Gesellschaft zu leben, war unverkennbar. „Ich bin kein verkommenes Genie," sagte er, „und an meinen Idealismus dürfen Sie glauben. Ich war als ganz junger Mensch Gemeindeschreiber und Theaterrecensent in einer kleinen Stadt und schrieb damals Tragödien. Eine derselben wurde sogar aufgeführt und beklatscht. Da hieß es von allen Seiten: Du mußt nach Wien! Nur dort kann etwas aus Dir werden! Und ich zog nach Wien. Doch Alles schlug fehl, denn die Zeitungen kannten meinen Namen nicht, und die Theater wiesen meine Stücke ab. Das Elend aber kam immer näher. Da fiel mir eines Tages ein Roman in die Hände:

Digitized by Google

„Der Doppelgänger von Trieſt oder das Verbrechen um Mitternacht.“ Das Buch war ſcheußlich geſchrieben und in edlem Zorn warf ich es von mir. So etwas dem Volk? Das muß anders werden, ich ſelbſt will es beſſer machen! rief ich aus und ging an die Arbeit. Ich war ſo arm, daß ein Freund mir das Papier ſchenken mußte, das ich beſchreiben wollte. Aber ich hatte Glück, der Verleger des „Doppelgänger von Trieſt“ nahm meinen Roman an, nachdem er die erſten Capitel geleſen. Ich ſparte mir das Honorar zuſammen, um mich nach Vollendung dieſes Colportageromans wieder einer edleren Arbeit zuwenden zu können, aber dieſe edlere Arbeit fand, wie alle früheren, keinen Beifall. Der Hunger trieb mich zum zweiten Colportageroman, und nach ganz demſelben Zwiſchenſpiel ſchrieb ich den dritten, dann den vierten, und ſo kämpfte ich Schritt für Schritt darum, mein beſſeres Selbſt in meinen Schriften betätigen zu können — aber es war Alles umſonſt, ich mußte mich völlig dem Handwerk widmen, wenn ich mich nicht in Kränkungen und Enttäuſchungen verzehren wollte. Ganz ergeben habe ich mich noch immer nicht. Da iſt z. B. mein Luſtſpiel . . .“

Hier warf ich raſch die Frage ein: „Haben Sie viel gearbeitet in den letzten fünf Jahren?“

„Mindeſtens tauſend Druckbogen,“ entgegnete er gelaſſen.

Digitized by Google

„Also in zehn Jahren mehr als zweitausend Bogen! Wie fangen Sie das an?"

Er zuckte die Achseln und sprach: „Ich komme jetzt zwar oft in die Lage, ganze Seiten aus meinen eigenen alten Romanen abschreiben zu müssen, weil meine Phantasie ermattet, aber im Allgemeinen geht es noch immer. Freilich gibt es Tage, an denen ich ganz blödsinnig bin... Wenn unsereiner beschreiben und psychologische Haarspalterei treiben dürfte, wär' es leicht; das Stoffliche, das wir fort und fort erfinden müssen, das hetzt unsere Phantasie so sehr ab. Länger als zehn Jahre haben es noch Wenige bei diesem Handwerk ausgehalten und ich bin jeden Tag darauf gefaßt, mein bischen Verstand zu verlieren."

„Und wie betätigt sich bei solchen Arbeiten Ihr Idealismus?" fragte ich nach einer kleinen Weile. „Es wäre mir sehr erwünscht, das zu wissen."

„Mein Idealismus? In erster Linie darin, daß ich noch nie eine neue Schurkentat ersonnen habe. Während Andere sich abmühen, immer neue Arten von Verbrechen auszuklügeln, lasse ich die Verbrecher selbst für mich dichten. Ich begnüge mich mit dem, was das Leben zeugt; mein erster Blick in die Zeitungen gilt daher immer dem „Gerichtssaal."

„Sind Sie denn im Ernste der Meinung..."

Digitized by Google

„Daß das Volk nur aufgeregt und nicht unterhalten ſein will? Nicht ganz, obwohl der Held in meinem Roman: „Carmen, die Zigeunerbraut," wie ich jüngſt entdeckte, vierzehn Tage nicht ſchläft, nicht ißt und nicht trinkt und ihm zu keiner menſchlichen Verrichtung Zeit übrig bleibt. Aber die Verleger ſind dieſer Anſicht, und ſie beſtellen ſich eben das, was ſie für wirkſam, für packend halten. Ich ſuche ihren Wünſchen zu entſprechen, doch haben ſie an meinen Niederſchriften immer zu ändern und zu vergröbern."

„Dürfen ſie denn das?"

Herr Richard lächelte: „Ich überreiche meinem Verleger mit der einen Hand einige Bogen Manuſcript, und die andere halte ich hin, um das Honorar dafür in Empfang zu nehmen. Das Manuſcript wandert entweder ſogleich in die Druckerei oder in die eiſerne Caſſe — ich ſehe es nie wieder und habe keine Rechte mehr daran. Es iſt das Geſchäft in ſeiner roheſten Form, und Keiner traut dem Anderen. Ich verachte ihn und er mißachtet mich. Er grüßt mich kaum, den Verfaſſer des Romans, aber er zerfließt in Höflichkeit vor jedem Colporteur, der dieſen Roman verbreitet."

Ich ſchwieg, und er fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Als ich einmal einen Wiener Colportageverleger, der mir das Honorar ſchuldig blieb, mahnte, ſchrie er mich vor ſeinen Leuten an: „Sie ſind der

Digitized by Google

Letzte, an den ich denke! Den Titel des Romans gab ich Ihnen und die Brühe dazu kann im Notfalle mein Ladenjunge auch machen, wenn Sie etwa striken wollen!" Ich ging wie ein begossener Pudel von dannen, gab aber nie wieder ein Blatt Manuscript aus den Händen ohne Bezahlung."

„Gibt denn der Verleger stets das Thema an?"

„Meistens. Erst jüngst erlebte ich in Bezug darauf etwas recht Heiteres. Ein Colportageverleger berief mich zu sich. Geheimnisvoll öffnete er die eiserne Kasse und holte ein Blatt daraus hervor. „Ich werde Ihnen geben einen glänzenden Titel," sagte er feierlich, „schreiben Sie mir dazu den Roman." Ich nahm das Blatt und las: „Der Findling von St. Stefan." Das war das große Geheimnis. Und nun entspann sich eine ernste Debatte darüber, in welcher Form dem Erzbischof von Wien der Findling in's Haus gebracht werden sollte. Der Buchhalter des Verlegers fand endlich die eigenartigste Form dafür: der Findling sollte dem Erzbischof als Postpacket zugestellt werden, sagte er! „Das war noch nicht da, das wäre neu!" rief der Chef begeistert. Ich habe den verrückten Auftrag abgelehnt, aber ein Anderer wird ihn gewiß übernehmen. Ebenso wies ich seiner Zeit die Zumutung, den Roman „Hugo Schenk" zu schreiben, entschieden zurück. Eine mir befreundete Dame, die mich für den Verfasser dieses Ro-

Digitized by Google

mans hielt und mir dies eines Tages an einem öffentlichen Orte sagte, grüße ich seit jener Stunde nicht mehr."

Diese Bemerkungen nötigten mir unwillkürlich Achtung ab und ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie fest und sprach: „Ihr Besuch tat mir sehr wohl. Endlich konnte ich mich gegenüber einem Manne aussprechen, der mich achtet. Ich danke Ihnen."

Ich fragte ihn noch um Verschiedenes, und er sprach sich über Alles freimütig aus, nur über die schwindelhafte Geschäftsgebahrung seiner Verleger schwieg er, denn er hatte meine Absichten bereits durchschaut. Mit Vorliebe verweilte er bei dem größten Erfolg seiner mehr als zehnjährigen Frohnarbeit. Sein Roman „Die Rose von**" wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und der Verleger selbst gestand ihm, daß er 50.000 Exemplare gedruckt habe. Nach drei Jahren fand Herr Richard diesen seinen Roman in einem Wiener Tagesblatt wieder — aber er war „nach dem Englischen bearbeitet" worden!

„Und was trug Ihnen dieser Roman?"

„Er ist hundertfünfzig Druckbogen stark (wie fast alle Colportageromane); dafür erhielt ich etwa 1200 Mark. Der Verleger freilich ist wohlhabend davon geworden.... Als ich an diesem Roman arbeitete, sagte mir der Arzt eines Tages: Wenn sie nicht augenblick-

Digitized by Google

lich die Feder weglegen und einige Tage feiern, trifft Sie der Schlag am Schreibtisch. Ich mußte aber weiter arbeiten, denn die Meinen wollten leben, und ich hätte den Roman vielleicht von einem — Ladenjungen fortsetzen lassen müssen, wenn ich krank geworden wäre. So erhielt ich mich denn gewaltsam aufrecht, bis die Arbeit fertiggestellt war.... Als ich dann krank wurde, bekam ich von keinem Colportage-Verleger auch nur eine Mark Vorschuß — sie glaubten wahrscheinlich, es sei zu Ende mit mir. Aber das war es nicht, und Sie werden sehen, es wird mir doch noch gelingen, in die Höhe zu kommen. Heinrich Laube wies mein Lustspiel nur zurück, weil er nicht mehr Theaterdirector war. Ich kam eben zu spät, wie so oft im Leben."

Ich erhob mich und ging. Seine letzten Worte waren: „Geben Sie mir die Muße eines Jahres und einen anständigen Verleger, und ich schreibe Ihnen einen Volksroman, wie wir nicht viele haben."

Unter dem Material für meine Schrift über „Die Lectüre des Volkes" fanden sich auch Romane von Herrn Richard. Ich habe keinen derselben genannt oder verhöhnt, denn sie sind tatsächlich die besten dieser verwerflichen Gattung von Volksliteratur, und ihr Verfasser hätte vielleicht Brauchbares schreiben können, wenn er die Muße dazu gefunden hätte. Auch trat ich in meiner Schrift mit keinem Worte den Ver-

Digitized by Google

faſſern jener Schundliteratur, die ich bekämpfte, zu nahe. Um des Einen Gerechten willen ſchonte ich tauſend Ungerechte.

Daß ich den Mann an dieſer Stelle ſchilderte, hat gewiß ſeine Berechtigung. Er vertritt hier jene belletriſtiſche Unterſtrömung der Literatur, von welcher die gebildeten Kreiſe der Nation nichts wiſſen, die aber nicht unterſchätzt werden darf, denn ſie beherrſcht auch im Jahrhundert Grillparzers noch die breiten Schichten des Volkes.

Den Göttern und Halbgöttern der Literatur ſtehen die Beherrſcher der literariſchen Unterwelt gegenüber und ihre Macht über die Volksſeele iſt größer, als ihr da oben ahnt!

Digitized by Google

Register.

A.

Ahasver in Rom. S. 143 ff.
Ahnfrau, die. S. 17, 31, 59, 118.
Alexanderfest, das. S. 89.
Alfred der Große. S. 16.
Allerhand Humore. S. 176.
Alpenkönig und Menschenfeind. S. 105, 106, 107, 110.
Alte Wiener. S. 156.
Amaranth. S. 143.
Amor und Psyche. S. 147.
Am Tage von Oudenarde. S. 194.
An der Grenze S. 194.
An Grillparzer. S. 45, 46.
An Gutenstein. S. 115.
An Laube. S. 62.
Anschütz Heinrich. S. 102, 112.
Anzengruber Johann S. 150, 151.
Anzengruber Ludwig. S. 1 ff, 98 ff, 116, 135, 150 ff.
Apulejus. S. 147.
Aristophanes. S. 128, 146.
Aspasia. S. 147.
Auerbach Berthold. S. 163.
Aus der Gesellschaft. S. 128.
Aus'm g'wohnten Gleis. S. 156.

B.

Bäuerle. S. 31, 103, 126.
Barometermacher, der, auf der Zauberinsel. S. 104.
Bauer als Millionär, der. S. 104 ff.

Digitized by Google

Bauernfeld Eduard v. S. 1 ff, 81, 91, 95, 99, 111, 114, 117 ff, 193, 197.
Baumann Alexander. S. 125, 130.
Becher Alfred. S. 66, 130.
Beethoven Ludwig. S. 54, 91.
Bekannte von der Straße. S. 176.
Bekenntnisse. S. 128.
Berg, O. F. S. 155.
Berthold Schwarz. S. 151.
Blätter im Winde. S. 147.
Brave Leut' vom Grund. S. 156, 187.
Bürger August. S. 107.
Bürgerlich und romantisch. S. 128.

C.

Cäcilie. S. 43.
Carmen die Zigeunerbraut. S. 211.
Castelli. S. 72.
Cato von Eisen. S. 44.
Clavigo. S. 118.
Collin Heinrich von. S. 88.
Costenoble. S. 102, 124

D.

Daniela. S. 194.
Danton und Robespierre. S. 145.
Das goldene Kalb auf den Bühnen. S. 51.
Das Orakel. S. 151.
Das vierte Gebot. S. 156, 164, 173, 175, 183.
Deborah. S. 44.
Deinhardstein. S. 37, 123.
Der Brautwerber. S. 120.
Der Doppelgänger von Triest. S. 209.
Der Doppelselbstmord. S. 155.
Der Einsam. S. 179, 182, 183.
Der Fleck auf der Ehr'. S. 156, 182, 185.
Der Genesene. S. 15.
Der G'wissenswurm. S. 155, 164, 171 ff, 185.
Der grüne Domino. S. 88.
Der König von Sion. S. 144, 145.
Der ledige Hof. S. 156.
Der Pfarrer von Kirchfeld. S. 154 ff, 165, 184.
Der Schandfleck. S. 156, 176.
Der Sternsteinhof. S. 176.
Der Traum ein Leben. S. 56

Digitized by Google

Deubler Konrad. S. 168.
Devrient Eduard. S. 102.
Diamant des Geisterkönigs. S. 104 ff.
Diderot. S. 39 ff, 161.
Die Atomistik des Willens. S. 149.
Die blutige Locke. S. 29, 31.
Die Braut. S. 88.
Die Braut von Messina. S. 162.
Die elegante Tini. S. 191, 192.
Die Jüdin von Toledo. S. 57.
Die Jungfrau von Orleans. S. 162.
Die Kameradin. S. 176.
Die Kreuzelschreiber. S. 155, 164.
Die Lectüre des Volkes. S. 214.
Die Märchen des Steinklopferhans. S. 179.
Die Prinzessin mit der langen Nase. S. 104.
Die Räuber. S. 162.
Die Rose von Sorrent. S. 39, 40.
Die sieben Todsünden. S. 144.
Die Tochter des Wucherers. S. 155, 170.
Die Trutzige. S. 156.
Die umkehrte Freit. S. 156.
Die Waffen der Liebe. S. 29.
Dingelstedt S. 170.
Doblhoff S. 150.
Dolores. S. 194.
Dorfgänge. S. 176, 177.
Drahomira. S. 194.
Dramaturgische Gänge. S. 104, 186.

E.

Ebers Georg. S. 147.
Ebert Egon. S. 4.
Ebner Eschenbach Marie von. S. 5.
Edda. S. 194, 197.
Eglantine. S. 191, 192.
Egmont. S. 118.
Ein Bruderzwist im Hause Habsburg. S. 57.
Ein Faustschlag. S. 156.
Ein neuer Achilles. S. 194.
Ein treuer Diener seines Herrn. S. 24.
Elfriede. S. 155, 170.
Emilia Galotti. S. 88.
Erbförster, der. S. 163.

Digitized by Google

F.

Faust. S. 162.
Feldrain und Waldweg. S. 176.
Fernande. S. 39 ff.
Fichtner. S. 63, 150.
Fortunat. S. 122.
Frankl, L. A. S. 193.
Freytag Gustav S. 135.
Fröhlich Kathi. S. 10, 20, 21, 61, 91.

G.

George Barnewell. S. 161.
Germanenzug. S. 140, 142.
Geschichte des Burgtheaters. S. 88.
Gilm Herrmann v. S. 4.
Gleich Louise. S. 112, 113.
Glossy Dr. Karl. S. 104.
Goethe Johann Wolfgang. S. 8 ff, 24 ff, 31, 56, 83, 118, 129.
Goethe Ottilie v. S. 122.
Götz von Berlichingen. S. 118, 162.
Graf Horn. S. 196.
Grillparzer Franz. S. 1 ff, 28 ff, 52 ff, 83 ff, 110 ff, 129 ff, 135, 149, 162, 193, 196, 204, 208, 215.
Großjährig. S. 125.
Grün Anastasius. S. 4, 8, 119, 130, 132, 135.
Gründorf Karl, S. 63.
Gutzkow Karl. S. 76, 77.

H.

Händel. S. 89.
Halm Friedrich. S. 4, 70, 95, 193.
Hamerling Robert. S. 1, 3, 137 ff.
Hammer-Purgstall S. 122, 131.
Hand und Herz 155, 170.
Hanswurst S. 101, 114.
Hartmann Moritz S. 193.
Haydn. S. 11.
Hebbel Friedrich S. 32 ff, 49 ff, 65 ff, 163, 191, 193.
Hedwig. S. 94.
Heimg'funden. S. 156, 182, 184.
Heinrich IV. S. 35 ff, 47, 49.
Heinrich IV. und die Hierarchie. S. 36.
Heinrich von der Aue. S. 194, 195.

Digitized by Google

Hermannsschlacht. S. 16, 83.
Holbein Franz. S. 36, 38.
Holberg. S. 128.
Holtei Karl. S. 111, 122.
Homunculus. S. 147.
Houwald S. 29.
Hugo Schenk. S. 212.
Hüttenbesitzer. S. 187.
Humboldt Wilhelm v. S. 83, 89.

J.

Iffland S. 161.
Iphigenie auf Tauris. S. 162.
Jaquet Maria Anna. S. 88.
Jordan S. 143.
Josef Heidrich oder deutsche Treue. S. 94.

K.

Kabale und Liebe. S. 162.
Kalendergeschichten. S. 179.
Keine Zukunft mehr. S. 52.
Kinkel. S. 143.
Kleiner Markt. S. 176.
Kleist Heinrich von. S. 16, 83, 135, 162.
Knospen. S. 84.
König Erich. S. 194.
Körner Theodor. S. 82 ff.
Konradin. S. 91.
Kotzebue. S. 118, 128.
Kuranda. Ignaz S. 130, 193.

L.

Langer Anton. S. 155.
Laube Heinrich. S. 28 ff, 55 ff, 73 ff, 88 ff, 154, 170, 191 ff, 203 ff, 214.
Launiger Zuspruch und ernste Red'. S. 176.
Lear. S. 54, 55.
Le fils naturel. S. 161.
Leichtsinn aus Liebe. S. 119.
Leitner Gottfried von. S. 4.
Lenau Nicolaus. S. 4, 8, 119. 192.
Le père de famille. S. 161.
Lessing. G, E. S. 72, 129, 135, 161, 194.
Libussa. S. 24, 52.
Liebesprotokoll. S. 128.
Lillo. S. 161.
Lingg Herman. S. 143.
Liszt Franz. S. 72.
Löwe Ludwig. S. 98, 102.
Lord Lucifer. S. 147.

Digitized by Google

Ludwig Otto. S. 163.
Lumpacivagabundus. S. 114.

M.

März. 55. S. 53.
Makart. S. 144.
Maria Magdalena. S. 163.
Marinelli. S. 115.
Maschinenkomödien. S. 103, 104.
Mautner Eduard. S. 190 ff.
Medea. S. 19.
Meineidbauer, der. S. 155, 158, 163.
Meisl. S. 103, 104.
Meissner Alfred. S. 4.
Melusine. S. 54.
Menzel Wolfgang. S. 111.
Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. S. 39.
Miss Sarah Sampson. S. 161.
Moderne Humanität. S. 53.
Moderne Jugend. S. 128.
Molière. S. 107, 111, 128.
Mosenthal. S. 44, 45, 193.
Mozart. S. 11, 54.
Müller Caroline. S. 102, 111.
Müllner. S. 29.
Münch Baron. S. 70.

N.

Nestroy Johann. S. 4, 97, 113 ff.
Nibelungen. S. 143, 191.
Nissel Franz. S. 193.

O.

Oesterreich Ungarn in Wort u. Bild. S. 198.
Ohnet. S. 187.
Otto der Schütz. S. 143.
Ottokar. S. 26, 126.

P.

Perinet. S. 103.
Pichler Adolf. S. 5.
Pichler Caroline. S. 17, 87, 89.
Plautus. S. 128.
Prechtler Otto. S. 28 ff, 151, 193.
Prehauser. S. 101.

R.

Raimund Ferdinand. S. 4, 8, 95, 97 ff, 118, 119

Digitized by Google

Redwitz. S. 143.
Reuter Fritz. S. 178.
Richard III. S. 163, 164.
Roquette. S. 143.
Rosamunde. S. 194.
Rosegger P. K. S. 5.
Rosen Julius. S. 127.

S.

Saar Ferdinand, von. S. 5.
Sängergruß von der Adria S. 141.
Saphir. S. 31, 48, 72, 126.
Sappho. S. 17, 23, 31, 59.
Sardou. S. 39 ff.
Sauer. Dr. August. S. 104.
Scheffel. S. 143.
Schiller Friedrich. S. 7, 26, 31 ff, 60, 75 ff, 83 ff, 90, 107, 111, 150, 162, 184, 188, 189.
Schlegel Dorothea. S. 89.
Schlegel Friedrich. S. 83.
Schleiermacher. S. 84.
Schlögl Friedrich. S. 114.
Schreyvogel Josef. S. 94, 120.
Schröder. S. 161.
Schröder Sophie. S. 102.
Schubert Franz. S. 11, 54, 119.
Schurzfell und Glacéhandschuh. S. 187.
Schwanenlied der Romantik. S. 139. 141, 147, 148.
Schwind Moriz. S. 119.
Scribe. S. 135.
Seidl. J. G. S. 4.
Seydelmann. S. 128.
Shakespeare. S. 54 ff, 60, 105 ff, 164.
Sinnen und Minnen. S. 139, 141.
Sitter Karl. S. 163.
's Jungferngift. S. 156.
Sonnleithner Christ. S. 11.
Sonnleithner Josef. S. 11.
Spartacus. S. 16.
Spies. S. 118.
Stahl und Stein. S. 156, 182, 184.
Stationen meiner Lebenspilgerschaft. S. 149.
Stella. S. 118.
Stifter Adalbert. S. 4.
Stranitzky. S. 101.
Streckfuß Karl. S. 89.

T.

Taine. S. 146.
Tausend und eine Nacht. S. 104.

Digitized by Google

Terenz. S. 128.
Teut. S. 146.
Tieck Ludwig. S. 122.
Triſtan. S. 194, 195.
Trompeter von Säkkingen. S. 143.

U.

Unerſetzlich. S. 194.
Unheilbringende Krone. S. 109.

V.

Vaterland und Liebe. S. 151.
Venus im Exil. S. 141.
Verſchwender, S. 102, 106, 108, 110.
Verſprechen hinter'm Herd. S. 125.
Völkerwanderung. S. 143.

W.

Wagner Richard. S. 54.
Waldmeiſters Brautfahrt. S. 143.
Waldmüller Robert. S. 71.
Wallenſtein. S. 90.
Walther von der Vogelweide. S. 4.
Weh' dem, der lügt. S. 10, 26.
Weilen Joſef. S. 190 ff.
Werner. S. 29.
Wilbrandt Adolf. S. 196, 197.
Wolken und Sunnſchein. S. 176.
Wolter Charlotte. S. 59, 191, 197.
Wurzbach. S. 55.

Z.

Zriny. S. 90 ff.

Digitized by Google

Benützte Quellen:

Dr. August Sauer: Einleitung zu Grillparzers sämmtlichen Werken.

Johannes Volkelt: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. (Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung.)

Dr. Gotthold Kreyenberg: „Theodor Körner. Ein Lebens- und Charakterbild." Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters. (Dresden, Ehlermann.)

Dr. Bernhard Rogge: „Theodor Körner, ein Sänger und ein Held." (Wittenberg, H. Herrosé.)

Dr. Karl Glossy und Dr. August Sauer: „Ferdinand Raimunds gesammelte Werke." (Wien, Karl Konegen.)

Eduard Bauernfeld: Gesammelte Werke, XII. Band. (Wien, W. Braumüller.)

Robert Hamerling: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft." (Hamburg, Fr. Richter.)

Anton Bettelheim: „Ludwig Anzengruber." Sonderabdruck aus „Westermanns Monatsheften."

Digitized by Google

Von Adam Müller-Guttenbrunn sind früher erschienen:

Gräfin Judith. Drama in 4 Aufzügen.

Im Banne der Pflicht. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Des Hauses Courchambault Ende. Schauspiel in 5 Aufzügen. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube.

Irma. Schauspiel in 4 Aufzügen.

Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. 3. Auflage.

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch. (2. Auflage in Vorbereitung.)

Wien war eine Theaterstadt. 4. Auflage.

Die Lectüre des Volkes. 4. Auflage.

Die Lectüre des Volkes. Billige Ausgabe. 8. Auflage.

Das Wiener Theaterleben. 3. Auflage.

Dramaturgische Gänge. Vierzig Aufsätze über erste Aufführungen dramatischer Werke.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT3817
.M84

A000005855087

Digitized by Google

Digitized by Google

A000005855087